

GESCHICHTE



Wem gehört Ägypten?

Streit um die Wiege der Zivilisation

Seite 20



Sonderfall Bern

Was wird aus einem Kanton, der den Anschluss an die Moderne verpasst hat?

10

Gegen «Erbkranke»

1938 wirbt ein Schweizer Mediziner für die Eugenik der Nazis – und erhält viel Beifall

72

Unterseekabel

Die Nervenstränge des Internets stammen aus der kolonialen Ära

90



Master of Advanced Studies in Applied History

Weiterbildungsprogramm in Applied History 2026–2028

Der MAS Applied History bietet eine praxisorientierte Ausbildung auf hohem Niveau, die Ihre berufliche Qualifikation auf einzigartige Weise ergänzt. Sie eignen sich analytische Fähigkeiten an, schulen Ihre Kommunikationskompetenz, erweitern Ihren Bildungshorizont und erwerben in konzentrierter Form historisches Wissen. Gut 100 Dozierende unterrichten Sie in Zürich und im Rahmen mehrtägiger Schools, die in Georgien, auf Sizilien, in Kolumbien und entlang der maritimen Seidenstrasse in Südostasien stattfinden.

Anmeldung und Auskünfte
MAS Applied History
Universität Zürich
Historisches Seminar
Culmannstrasse 1
8006 Zürich
applied-history@hist.uzh.ch
mas-applied-history.ch
044 634 47 97



Ihr Profil: Sie sind vielseitig interessiert, verfügen über ein abgeschlossenes Hochschulstudium in einer beliebigen Fachrichtung oder über eine vergleichbare Qualifikation (Entscheidung über die Aufnahme sur dossier). Das zweijährige, berufsbegleitend angelegte Studium behandelt in 29 Modulen u.a. folgende Themen:

- Geschichte und Zukunft der Demokratie
- Aktuelle Probleme der Schweizer Wirtschaftspolitik
- Zyklen der Finanz- und Wirtschaftskrisen
- Urbanisierung von der antiken Polis zur Megacity
- Aufstieg und Fall von Imperien
- Weltperspektiven: Lateinamerika, Naher Osten, Russland

Vier verschiedene Studiengänge stehen Ihnen offen:

- MAS Applied History (CHF 24 900)
- DAS Applied History (CHF 17 900)
- CAS Applied History (CHF 9960)
- CAS Applied Economic History (CHF 9960)

Das 21. Curriculum 2026–2028 beginnt am 5. Juni 2026.
Anmeldefrist: 15. April 2026.



Liebe Leserin, lieber Leser

Der Herbst 2025 war eine geschäftige Zeit für den Präsidenten Ägyptens. Im Oktober richtete Abdelfatah al-Sisi den Gaza-Friedensgipfel in Sharm al-Sheikh aus. Und am 1. November konnte er etliche Staatsoberhäupter in Gizeh begrüßen: Mit einer Licht-, Drohnen- und Musikshow wurde das Grand Egyptian Museum eröffnet, ein pompöses neues Zuhause für 100 000 Objekte aus dem alten Ägypten.

Ein bisschen, tönte al-Sisi an, gehört diese Hochkultur allen: Die angereisten Gäste hiess er in ihrer «zweiten Heimat» willkommen. Aber als eigentliche Erben der «ersten Zivilisation» präsentierte er die Ägypter – und vor allem sich selber. Im neuen Museum, sagte der Präsident, zeige sich das Genie des Volks am Nil, das die Menschheit stets vorangebracht und den Frieden gefördert habe. Al-Sisi, der Gastgeber von Sharm al-Sheikh, folgt also seinen Ahnen, den Pharaonen.

Dass die halbe Welt dieser Show beiwohnte, erstaunt nicht weiter: Seit zweihundert Jahren fasziniert das alte Ägypten rund um den Globus. Besonders in Europa hat sich die Begeisterung zeitweise zur Manie ausgewachsen. Dabei war das Interesse am alten Ägypten, wie bei al-Sisi, immer mit aktueller Politik verbunden – im 19. Jahrhundert waren es die Europäer, die sich in eine Reihe mit den Pharaonen stellten, um ihre eigene Macht zu untermauern.

Wenn wir in diesem Heft nach Ägypten schauen, nehmen wir daher nicht die Antike in den Blick. Wir betrachten das Land der Pyramiden als Ort, der uns viel über die Moderne lehrt. Ich wünsche Ihnen anregende Lektüre.

Claudia Mäder, Redaktionsleiterin

INHALT



**Was gehört in einem Dorf verewigt, wozu bestellt
man den Fotografen? Josef Anton Stark aus
Oberegg in Appenzell Innerrhoden mit seinen prämierten
Kaninchen der Rasse Französisch-Widder,
aufgenommen von Adolf Sonderegger, 1920er Jahre.**

→ Seite 80

INHALT

Das Ding

6 Strumpfphose

Bevor sie das weibliche Bein inszenierte, war die Strumpfphose ein Statussymbol adliger Männer.

Von Christoph Ribbat

Interview

10 Sonderfall Bern

Was wird aus einem Kanton, der den Anschluss an die Moderne verpasst hat? Christian Lüthi erklärt Berns Abstieg – und Zürichs Aufstieg.

Von Daniel Di Falco

Ägypten

20 «Alles verdanken wir den Ägyptern»

Wessen Ahnen waren die Pharaonen? Seit man sie entdeckte, sucht die halbe Welt ihre Wurzeln in der ägyptischen Kultur. Geschichte einer Faszination.

Von Sebastian Conrad

40 Buchstaben, nicht Bilder!

Ein Crashkurs im Hieroglyphenlesen

42 Feiern mit Leichen

Tote Ägypter als Souvenir und Gag auf Partys: Im 19. Jahrhundert florierte der Mumienhandel.

Von Till Hein

50 Von der Ersatzfamilie zur Terrororganisation

Die Muslimbrüder prägten Ägyptens moderne Geschichte – und den ganzen Nahen Osten.

Von Reinhard Schulze

58 Die Baumwollkönige

Viele Schweizer geschäfteten am Nil. Bis das Militär an die Macht kam und sie enteignete.

Von Stefan Sigerist

Schlüsselmomente

68 Abessinienkrieg

Italien setzte Giftgas ein, als es 1935 daranging, sich einen «Platz an der Sonne» zu erobern: Äthiopien wurde eine Kolonie unter Mussolini.

Von Ute Frevert

72 Die Schweiz soll den Gesunden gehören

1938 wirbt ein Berner Mediziner für die Eugenik der Nazis – und erhält dafür viel Applaus.

Von Urs Hafner

80 Weit weg vom Säntis

Appenzellerland, aber weit und breit kein Senn: Adolf Sondereggers Bilder aus dem Dorf Oberegg.

Von Daniel Di Falco

90 Die Verkabelung der Welt

Seekabel sind die Nervenstränge des Internets. Sie stammen aus der kolonialen Ära.

Von Dirk Liesemer

Wege zum Wissen

98 Die neue Ordnung des Kosmos

Kopernikus blickte in den gleichen Himmel wie alle Astronomen. Aber er sah dort etwas anderes.

Von Martin Amrein und Daniel Röttele

Zugaben

106 Werkstatt

Haben die Deutschen die Demokratie akzeptiert? Besuch im Frankfurter Institut für Sozialforschung.

Von Balz Spörri

110 Empfehlungen

114 Das Buch meines Lebens

Von Alex Capus

Strumpfhose

Wie zeigt man, dass man in der Gesellschaft weit oben steht?

Man lässt sich enge Kleider auf den Leib schneidern:

Die Strumpfhose war ein Statussymbol adliger Männer, bevor sie in der Moderne das weibliche Bein in Szene setzte.

Text Christoph Ribbat **Illustration** Andrea Ventura

Mit einer entnervten Frau im Schlafwagen beginnt 1959 die Geschichte der Kunstfaser-Feinstrumpfhose. Die Amerikanerin Ellen Gant ist schwanger. Im Nachtzug fährt sie mit ihrem Ehemann Allen aus New York City zurück nach North Carolina, und sie muss sich nun in der Enge des Abteils erst die langen Strümpfe ausziehen und dann den Strumpfhalter und noch den Hüfthalter, das alles mit Babybauch und Eisenbahngerumpel, und deshalb gibt Ellen ihrem Allen zu verstehen, dass das die letzte Reise dieser Art gewesen sein wird. Alles viel zu kompliziert.

Allen Gant macht sich daraufhin Gedanken. Zufällig ist er Textilunternehmer. Könnte es sich bei Hüft- und Strumpfhaltern um veraltete Technologien handeln? Sollte man nicht vielleicht Strümpfe entwickeln, die in ein unterhosenähnliches Segment münden, ein einfach hochziehbares Etwas also, das bis über das menschliche Becken reicht? Als sie wieder zu Hause sind, entwickelt er Prototypen, die man, so wird sich eine Zeitzeugin erinnern, aufgrund ihrer etwas zu hohen Flexibilität von den Zehen bis zum Kinn

dehnen kann. Dabei aber bleibt es nicht. Ein glattes, straffes, neues Kleidungsstück erblickt bald das Licht der Welt. Es wird in Kultur und Gesellschaft einiges durcheinanderbringen.

Eine andere Geschichte der Strumpfhose – jener aus Naturstoff – hebt sechshundert Jahre früher an, in Westeuropa. Der Hochadel trägt sie, gut sichtbar. Nicht unter einer Hose. Als Hose. Und das in aller Öffentlichkeit. Zuvor haben sich diese Herrschaften noch in weite Umhänge gehüllt. Nun aber entwickelt sich das Textilhandwerk: Die besten, teuersten Schneider des 14. Jahrhunderts meistern die technische Herausforderung, Kleidungsstücke den menschlichen Körperformen anzupassen. Enganliegende Mode wird damit zum Statussymbol. Es trifft sich, dass sich die Aristokraten zu dieser Zeit absetzen müssen von den nichtblaublütigen Kaufleuten, die in der Gesellschaftshierarchie zwar unter ihnen stehen, aber immer wohlhabender werden. Wie demonstriert man, dass man eindeutig etwas Besseres ist? Man zieht sich möglichst teuer, also körperbetont an.



Adlige Damen allerdings tragen aus Tugendgründen weiterhin lange Gewänder. Also demonstrieren die Herren, welche avancierten Handwerkskünste man sich leisten kann. Ihre Füsse stecken in sehr spitz zulaufenden und daher äusserst schwer herzustellenden Schuhen. Ihre Oberbekleidung ist knapp und komplex geformt, also sichtlich massgeschneidert. Dazwischen biegen sich ihre Beine in engem Textil – bunt, weil farbige Stoffe ebenfalls von Reichtum zeugen. Und im oberen Bereich der Strumpfhose prangt die Schamkapsel: eine Art Schale, die den unter ihr liegenden Penis darstellt. Jahrhundertlang schmückt dieses Detail den Schritt.

Die Mode der Frühen Neuzeit wirkt auch deshalb so seltsam, weil sie zwischen verschiedenen Männerrollen vermitteln muss. Einerseits sind Ritter und Krieger weiterhin wichtige Figuren, für ihre Kraft, ihren Mut gerühmt. Andererseits müssen Männer bei Hofe kultiviert auftreten. Man er-

Lange ist die transparente Strumpfhose alles andere als neutral: Schwarze Frauen finden keine Modelle in ihren Hauttönen.

wartet, dass sie sich kontrollieren können. Schamkapsel und Strumpfhose sind Ausdruck dieser Doppelrolle: Sie deuten maskuline Heldenhaftigkeit an, verbergen sie aber unter feinem Gewebe.

Es dauert eine Weile, bis die Herrenstrumpfhose wieder aus dem Leben der Eliten verschwindet. Im 19. Jahrhundert verbreitet sich der bürgerliche Anzug. Erst dann wird sie nicht mehr gebraucht. Diese lange Blütephase hat einen grossen Vorteil: Sie lässt den Künstlern der westlichen Welt viel Zeit für die Produktion von Gemälden strumpfbehoster Edelmänner. Ein beeindruckender Bildkorpus liegt da vor. Sinnlich spannt sich Stoff um Schenkel und Waden. Und ein Beispiel sticht heraus, entstanden 1701, heute im Louvre

zu bewundern: Hyacinthe Rigauds Porträt Ludwigs des Vierzehnten. Auf rund fünf Quadratmetern König in Öl auf Leinwand demonstriert das Werk, dass zu einem hermelingefütterten Mantel, einem knapp bis zur Oberschenkelmitte reichenden Höschen und zu hochhackigen, rotschnalligen Schuhen eine weisse Strumpfhose ganz hervorragend kleidet. In diesem Fall: den gepflegten Staatsmann Anfang sechzig.

Die Moderne bringt dann die Erkenntnis, dass auch Frauen Beine haben. Ab den 1920er Jahren werden ihre Röcke und Kleider signifikant kürzer. Jedoch: Filterlos menschliche Haut zu zeigen, wäre zu extrem. Als Pflichtaccessoires gelten deshalb semitransparente Strümpfe aus Seide. Nach oben hin erstrecken sie sich bis zum unter dem Rockstoff versteckten Strumpfhalter. Eine durchgehende Strumpfhose, bis über die Beckenzone reichend? Undenkbar. Dazu ist Seide zu teuer.

1935 entwickelt ein US-Konzern einen Polyamid-Kunststoff, den er Nylon nennt. Kostengünstig verhüllt also bald ein neuer Typ von Strumpf die Beine. In der Schweiz gibt es später Grilon, so getauft, weil in Graubünden hergestellt, in Nachkriegs-Westdeutschland trägt man Perlon und an DDR-Beinen Dederon, eine überaus patriotische Bezeichnung. Diese europäischen Materialien sind sicher genauso phantastisch wie das amerikanische Original. Alle Welt spricht dennoch von «Nylons» – oder nennt die Kunststoffprodukte störrisch weiter «Seidenstrümpfe».

Nach jener Schlafwagenfahrt von 1959 erlebt die Welt dann den Übergang vom Strumpf zur Strumpfhose aus moderner Faser. Auf den ersten Blick wirkt diese Entwicklung eher wie ein technisches Detail. Denn was genau die Textilie unter Kleid und Rock festhält: die Strapse der Vergangenheit oder, nach der Innovation, der Rumpf? Es erscheint im Grunde sekundär. Das obere Ende der Grilon-Zone ist ja fast immer unsichtbar. Im Werk des Historikers Carlo Ginzburg findet sich zwar die Devise, dass sich wahre Geschichte im Verborgenen abspielt. Aber in diesem Fall wurde so geschickt versteckt, dass gesellschaftliche Relevanz eher nicht gegeben scheint.

Und doch ist die Wendung von sozialhistorischer Bedeutung. Denn im England der 1960er

Jahre fällt die Innovation Allen Gants der Designerin Mary Quant in die Hände. Diese findet nichts so schrecklich wie die konservativ-komplizierte Damenmode ihrer Zeit. Heulkrämpfe hatte Quant als Jugendliche, ausgelöst von der Vorstellung, sich irgendwann wie eine Erwachsene anziehen zu müssen. Von der praktischen neuen Kunstfaserstrumpfhose ist sie begeistert, entwirft lustige, quietschbunte Modelle. Dazu entwickelt sie den Minirock, unter den niemals ein Strumpfhalter passen würde. Hüfthalter? Werden auch nicht mehr benötigt.

Kritiker sehen im neuen Look den Untergang des Abendlands und schreckliche Albernheit: Frauen, sagen sie, sähen nun wie kleine Kinder aus. Die Bedenkenträger bemerken nicht, welche emanzipatorischen Gedanken sich hinter dieser Mode verbergen. Das Durchschnittsheiratsalter von Engländerinnen liegt in den Sechzigern bei 20,3 Jahren – und auf die Eheschliessung folgt in der Regel das lebenslange Hausfrauendasein. Minirock, Hotpants und bonbonfarbene Strumpfhosen signalisieren, dass Frauen dringend mehr Freiheit brauchen und eine längere Jugend. So sieht es Mary Quant.

In einer eidgenössischen Regierungsbehörde des frühen 21. Jahrhunderts geht die Feinstrumpfhosengeschichte dann in eine nochmals neue Phase. Verantwortlich dafür: eine Juristin namens Nadine Ndjoko Peisker. Sie hat in Neuchâtel studiert. Verfügt über ein bernisches Anwaltspatent. Tritt in der Bundesstadt eine Stelle an, im Department für auswärtige Angelegenheiten. In den Büros dort gilt ein konservativer Dresscode. Aufgeschrieben ist er nirgends, aber die neue Kollegin bemerkt den Druck zur Konformität. Keine Jeans. Eher Jupe. Und zum Jupe: Textil ums Bein.

All das ist kein Problem, eigentlich. Und doch ein Problem, wenn man, wie Nadine Ndjoko Peisker, keine für diesen gediegenen Business-Stil notwendige transparente Feinstrumpfhose findet, die zum eigenen Hautton passt. Es gibt nur solche für weisse Frauen. Das frustriert sie: die Realität ebenso wie die Symbolik dahinter. Schwarze Frauen wie sie werden von der Modeindustrie nicht als Kundinnen ernst genommen. Das Geld dieser Konsumentinnen ist anscheinend nichts wert. Sie

nervt außerdem der Eurozentrismus, der darin steckt, dass ein angeblich neutrales Kleidungsstück gegen jede Logik nur für ein bestimmtes Äusseres gedacht ist.

Also denkt Nadine Ndjoko Peisker darüber nach, was sie tun könnte. Sie hat sich immer für Mode interessiert. Und sie handelt. Gründet ihre eigene Firma: Ownbrown. Vertreibt Strumpfhosen und Unterwäsche für People of Color. Bedient ein breites Spektrum von Hauttönen: der Realität entsprechend, nicht antiquierten Ideen. Heute arbeitet sie für den Verein Mosaik, gibt Workshops, hält Vorträge zu Rassismus und Diskriminierung, erkundet das Leben afroschweizerischer Frauen. Die erfolglose Suche nach einer Strumpfhose hat Nadine Ndjoko Peisker verändert – und sie dann die Strumpfhose selbst. «Für mich», sagt sie *NZZ Geschichte* am Telefon, «haben sich damals in diesem einen Gegenstand so viele Themen kristallisiert.» |G|



Weiterführende Literatur

- Carlo Ginzburg: *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*. Berlin 1979.
 Anja Glover: *Wir müssen unsere eigene Geschichte erzählen*. nunyola.ch. 2021.
 Mary Quant: *My Autobiography*. London 2019.
 Gundula Wolter: *Die Verpackung des männlichen Geschlechts. Eine illustrierte Kulturgeschichte der Hose*. Marburg 1988.



Christoph Ribbat, Jahrgang 1968, ist Professor für Amerikanistik in Paderborn. 2011 erschien von ihm im Steiner-Verlag *Flackernde Moderne. Die Geschichte des Neonlichts*. Bei Suhrkamp folgten: *Im Restaurant für eine Saison* (2017) und *Die Atemlehrerin* (2020). Zuletzt erschien *Wie die Queen* (Insel 2022). In diesem Frühjahr wird Christoph Ribbats neues Buch herauskommen, eine Geschichte des Aufwachens.

«Für Bern war der Anschluss ans Eisenbahnnetz ebenso einschneidend wie Napoleons Einmarsch 1798»

Was wird aus einem Kanton, den das Zeitalter der Industrie auf dem falschen Fuss erwischte? Der Historiker Christian Lüthi erklärt den Abstieg Berns. Und den Aufstieg Zürichs.

Interview Daniel Di Falco

Bild Beat Schweizer

Das Buch zählt nur wenig mehr als 350 Seiten, für eine Kantongeschichte ist es damit aussergewöhnlich schlank. Zudem ist es nicht im Schloss der Akademie entstanden: Es war die private Idee von Christian Lüthi, die bisherige Forschung über Bern auf den Punkt zu bringen, von der Urzeit im heutigen Kantonsgebiet bis zur Gegenwart, in einem griffigen, verständlich geschriebenen Digest, zusammen mit fünf weiteren Autorinnen und Autoren. Was also macht dieses Bern aus, von heute aus gesehen? Wie tickt ein Kanton, der als Stadtstaat einst eine dominierende eidgenössische Grossmacht war? Und warum blieb er der Landwirtschaft verhaftet, ökonomisch, aber auch mental? Darüber reden wir in Lüthi's Büro im Stadtberner Länggassquartier.

NZZ Geschichte: Wer in Zürich aus dem Hauptbahnhof kommt, steht vor einem Helden der industriellen Ära – dem Denkmal des Wirtschaftsbarons und Eisenbahnpioniers Alfred Escher. An gleicher Lage in Bern: Adrian von Bubenberg, Schultheiss im späten Mittelalter und Feldherr in der Schlacht von Murten. Hat Bern ein Problem mit der modernen Zeit?

Christian Lüthi: Ich würde diese Denkmäler nicht zum Nennwert nehmen. Auf der anderen Seite des Zürcher Bahnhofs steht ja das Landesmuseum, ein pseudomittelalterlich aufgemachtes Schloss. Und in Bern finden Sie mit etwas Aufwand das Denkmal für den Politiker Jakob Stämpfli, einen der wichtigsten Kämpfer für den Bundesstaat von 1848.

Dann täuscht der Eindruck?

Nein, der stimmt schon. Wenn Bern stolz auf seine Vergangenheit ist, dann geht es nicht um das 19. oder das 20. Jahrhundert, sondern um die Ära zuvor – das gute alte Bern ist das grosse alte Bern. Es war einmal der grösste Stadtstaat nördlich der Alpen, und für sein Selbstverständnis ist das bis heute zentral.

Dieses Bern ging unter, als die moderne Schweiz entstand.

Klar, Bern hat diese Bedeutung nicht mehr. Aber darin kann man es mit Venedig vergleichen, einem Stadtstaat, der einmal weite Teile des Mittelmeers dominierte und diese Vergangenheit bis heute hochhält.



Zeugnis eines Industriebooms,
der spät kam und bald zu Ende war:
Christian Lüthi in jener Halle,
in der die Firma Von Roll im
Stadtberner Länggassquartier ab
1914 Weichen für Eisenbahnen
fertigte. Seit 2010 sind hier
Vorlesungssäle der Universität
und der Pädagogischen
Hochschule untergebracht.

Grösster Stadtstaat nördlich der Alpen – was muss man sich darunter vorstellen?

Die Referenz sind die Stadtrepubliken in Italien: Venedig, Florenz, Siena oder Genua. Also Städte, die von einem Patriziat regiert wurden, einem Kollektiv reicher Familien, und ein grosses Umland beherrschten. Bern schuf sich sein Untertanengebiet durch Ankäufe von Adelsherrschaften, durch Einbürgerungen von Adelsfamilien oder durch militärische Eroberungen. 1415 unterwarf es in einem kurzen Kriegszug den Aargau, 1536 die Waadt. So kam das grösste Territorium nördlich der Alpen zusammen, das eine direkt dem Kaiser unterstellte Stadt je besass.

Wo stand Bern in der Eidgenossenschaft?

Es gab zwei dominante eidgenössische Orte – der eine war Bern, der andere Zürich. Die Macht der Berner beruhte auf der Grösse ihres Territoriums und den Ressourcen, die sich daraus ergaben.

Das änderte sich 1798, als Napoleon mit seiner Armee einmarschierte. Er stürzte das alte Regime, Bern wurde ein normaler Kanton, die meisten Untertanengebiete wurden selbständig.

Für das Berner Patriziat war der «Franzoseeinfall» eine Katastrophe. Am 5. März verloren die Vertheidiger vor den Toren der Stadt die letzte Schlacht gegen das revolutionäre Frankreich, und dieser 5. März 1798 war für die wichtigen patrizischen Familien noch im 20. Jahrhundert ein Trauertag. Er wurde nicht öffentlich begangen, aber er war in diesen Kreisen verbindlich. Es gab zwar auch im Patriziat Liberale, die die Ideale der Französischen Revolution teilten, also die Volks-souveränität oder die Menschenrechte. Aber das Gros dieser Oberschicht dachte anders. Es hatte den Staat als ihr Eigentum verstanden und sich von Gott zur Herrschaft berufen gesehen.

1798 war eine Katastrophe für die Elite. Wie konnte daraus ein Geschichtsbild für die Allgemeinheit werden?

Die Geschichtsschreibung war entscheidend. Die tonangebenden Historiker vermittelten das Bild der Katastrophe. Richard Feller, Professor an der Uni Bern, schrieb Mitte des 20. Jahrhunderts ein vierbandiges Standardwerk zur Geschichte Berns, und auch er verstand 1798 als epochale Zäsur: Mit ihr beschloss er den vierten Band. Feller verklärte das Ancien Régime, und er litt vermutlich ebenfalls unter dem Verlust der alten Grösse.

«Die Berner Oberschicht hielt sich mit Investitionen in die Industrie zurück. Sie sah darin keine standesgemäss Form des Wirtschaftens.»

Sie machen es nun anders. In Ihrer neuen Geschichte des Kantons Bern ist 1798 nicht mehr der grosse Bruch.

Politisch war 1798 ganz klar ein Bruch, das ist in unserem Buch nicht anders. Zugleich haben wir den Fokus stärker auf die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen gelegt, und hier sieht man: 1798 ist nur ein Moment im Lauf einer Transformation, die von der Aufklärung bis ins 19. Jahrhundert reicht. Wenn man 1798 zudem vom 19. und vom 20. Jahrhundert aus betrachtet, dann kann man sagen: Mindestens so einschneidend war für Bern der Bau der Eisenbahn. Der Anschluss ans Bahnnetz in der Zeit gegen 1860 hat in diesem Kanton mindestens so viel ausgelöst wie der Einmarsch von Napoleon, und er hat das Leben der Menschen nicht weniger stark verändert – eher noch stärker.

Was Napoleon für die Politik war, war die Bahn für die Gesellschaft und die Wirtschaft?

So könnte man es sagen. Der Bundesstaat von 1848 schuf einen gemeinsamen Wirtschaftsraum für dieses Land, mit einer einheitlichen Währung und der Abschaffung der Zölle zwischen den Kantonen. Ein weiterer Pfeiler dieses neuen Wirtschaftsraums war zudem das Eisenbahngesetz. Private Gesellschaften erhielten Konzessionen vom Bund, und es war die Schweizerische Centralbahn, die von Basel aus nach Olten vorstieß und von dort nach Bern. 1857 reichte die Strecke bis vor die Stadt, 1858 wurde sie über eine imposante Eisenbrücke über die Aare ins Zentrum hinein verlängert. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten wuchs das Netz dann weiter ins Kantonsgebiet.

Was bedeutete dieser Anschluss?

Er war eine Revolution. Die Bahn bewegte Güter in Mengen, mit Geschwindigkeiten und über Distanzen, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Getreide beispielsweise liess sich nun leicht importieren. So konnte man Missernten ausgleichen – in der Schweiz gab es fortan praktisch keine Versorgungskrisen und keine Hungersnöte mehr. Zugleich führte der Anschluss ans Bahnnetz schlagartig dazu, dass der Getreideanbau im Mittelland nicht mehr wettbewerbsfähig war.

Die Bahn eröffnete neue Märkte, aber auch neue Konkurrenz?

Genau. Die Bedingungen des Wirtschaftens veränderten sich entscheidend, und Bern bekam das hart zu spüren. Die Landwirtschaft hatte floriert, daraus hatte sich der Wohlstand ergeben, doch dann kam die Bahn, und sie erwischte Bern auf dem falschen Fuss. Zum einen konnte man wegen der Konkurrenz ab 1860 im Agrarsektor viel weniger Geld verdienen. Zum anderen verlieh die Bahn der Industrialisierung einen

Schub. In grösseren Orten entlang der Strecken wurde in Fabriken investiert, aber Bern war darauf schlecht vorbereitet. Im Zürcher Oberland hatte sich die Textilindustrie schon früh verbreitet, und beim Anbruch des Eisenbahnzeitalters hatte der Kanton eine breite industrielle Basis, auf der er aufbauen konnte. Textilgewerbe und Heimindustrie gab es in Bern zwar ebenfalls schon seit dem 18. Jahrhundert, im Aargau, der zunächst noch bernisch war, im Oberaargau und im Emmental, aber kaum in den weiteren grossen Gebieten des Kantons. So konnte die Bahn hier nicht die gleiche Dynamik anstoßen – Zürich erlebte einen Boom, Bern fiel zurück.

Wie lässt sich das messen?

Das Bruttoinlandprodukt hat damals niemand erfasst. Aber ein guter Indikator ist die Grösse der Bevölkerung: In Bern wuchs sie ab 1860 weniger stark als in Zürich, der Anteil Berns an der Schweizer Gesamtbevölkerung ging zurück. Ausschlaggebend für die demografische Bilanz waren nicht die Geburten- und die Sterberate, sondern die Zuwanderung. Die Leute zogen dorthin, wo die Wirtschaft boomte und sie Arbeit fanden.

Und woher kam Berns Rückstand bei der Industrialisierung?

Im Industriezeitalter wurden Finanzkapital, Handel, Unternehmertum und internationale Verflechtungen wichtiger für die wirtschaftliche Entwicklung, und daran fehlte es in Bern. Zudem hielt sich die Oberschicht hier, anders als jene in Zürich, mit entsprechenden Investitionen zurück. Sie sah in der Industrie keine standesgemässe Form des Wirtschaftens.

Wieso?

Sie hatte ein anderes Selbstverständnis, eine andere Tradition. Das altbernische Territorium

war so gross, dass die Patrizier von jeher über genug andere Einkommensquellen verfügten. Sie hatten Land gekauft und von den Abgaben der Bauern gelebt, die es bewirtschafteten. Andere hatten eine der vielen Landvogteien übernommen und waren für einige Jahre Landvogt geworden. Oder sie waren Militärunternehmer gewesen und hatten Soldaten an Europas Mächte vermittelt.

Was heisst das für die Industrialisierung?

Die Impulse mussten von aussen kommen. Genau das passierte im ausgehenden 19. Jahrhundert, in einer zweiten Welle der Industrialisierung: Bern boomte. Der Kanton holte damals die industrielle Modernisierung nach, und bis zum Ersten Weltkrieg machte er den Rückstand auf Zürich wett.

Was ging da vor sich?

Nach den bescheidenen Anfängen mit der Textil- und der Maschinenindustrie fassten ab 1890 neue Branchen Fuss: Elektroindustrie, Chemie, Lebensmittel. Prominente Beispiele sind die Unternehmen Tobler, Wander oder die Berner Alpenmilchgesellschaft. Sie bauten auf der Landwirtschaft auf und veredelten Rohstoffe zu Schokolade, Ovomaltine und Milchpulver. Eine Pionierin jener Jahre war auch die BLS, die Lötschbergbahn. 1913 eröffnet, war sie von Beginn an elektrifiziert, als erste Linie durch die Alpen. Die BLS spannte mit der Industrie zusammen, und sie liess Lokomotiven mit einer noch unerprobten Technik bauen, die sich danach breit durchsetzte. Die SBB elektrifizierten den Gotthard erst ab 1920.

Mit Blick auf diese Zeit hat der Historiker Christian Pfister eine These aufgestellt: Ein Boom kommt dann zustande, wenn ein technologischer Impuls auf eine politische Innovation trifft. Wie war das damals in Bern?

Der Bundesstaat von 1848 hatte schon viel ins Rollen gebracht, mit der Niederlassungs- und der Gewerbefreiheit. Man konnte nach Bern ziehen und hier ein Geschäft eröffnen, auch wenn man nicht zur alteingesessenen Oberschicht gehörte. Jean Tobler war ein Konditor aus Ausserrhoden, der Chemiker Georg Wander stammte aus der Gegend von Worms. Mit dem Proporzwahlrecht und der Einführung des Parlaments folgte zudem ein politischer Aufbruch in der Stadt Bern. Neue Kräfte bekamen Raum, auch die Liberalen innerhalb der Oberschicht. Sie öffnete sich dem Wirtschaftsbürgertum. Schliesslich übernahmen die Freisinnigen die Mehrheit: 1887 endete die konservative Vorherrschaft in der Stadt Bern. Das begünstigte die ökonomische Dynamik in diesen Jahren.

Im Buch beschreiben Sie diese Phase: Sie war kurz, sie dauerte bloss von 1890 bis zum Ersten Weltkrieg.

Der Krieg hatte für eine Rezession gesorgt. In den 1920er Jahren ging es dann wieder aufwärts, doch in Bern blieb das Wachstum unterdurchschnittlich, die Dynamik kam nicht mehr zurück. Die Ursache dafür hat man bisher nicht erforscht, aber es gab damals eine politische Veränderung, die eine Rolle gespielt haben dürfte: 1917 wurde die BGB gegründet, die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, die Vorläuferin der SVP. Und sie wurde auf Anhieb die grösste politische Kraft im Kanton Bern.

Mit welchen Folgen?

Die BGB vertrat die Bauern und das Kleingewerbe, und sie stellte sich ausdrücklich gegen das Grosskapital und die Industrie. Das wirtschaftspolitische Klima war wohl nicht der einzige Grund dafür, dass es an Investitionen in neue Branchen fehlte. Aber förderlich war es sicher nicht.

Das heisst: Die traditionelle Industrie-feindlichkeit der Berner Oberschicht lebte im 20. Jahrhundert weiter – in der BGB?

Das kann man so sehen. Es ging aber nicht nur um eine Mentalität: Die Partei hatte ihre gesellschaftliche Basis auf dem Land und in der Landwirtschaft, die im Kanton nach wie vor stark vertreten war, stärker als in Zürich. Das macht Bern bis heute aus: Im höheren Mittelland, im Emmental und im Oberland hat der Kanton viele periphere Gebiete, die wirtschaftlich schwach aufgestellt sind und die Dynamik der Städte bremsen. Die Region

«Im Jahr 1875 musste die Einwohnergemeinde Bern sogar den Bau des Bundeshauses bezahlen, weil der Bund das Geld dafür nicht hatte.»

Bern – und zeitweise auch Biel, als Uhrenmetropole – waren die Motoren des wirtschaftlichen und sozialen Wandels. Wäre Bern nur ein Stadtkanton wie Basel, sähen die Dinge anders aus.

Was heisst das: die Dynamik bremsen?

Viel vom Geld, das im urbanen Raum über die Steuern eingenommen wird, geht in die Regionen, um die Infrastruktur zu finanzieren, Spitäler, Strassen oder Bildungseinrichtungen. Das Stadt-Land-Gefälle ist wahrscheinlich in keinem Kanton derart ausgeprägt. 1965 präsentierten zwei Volkswirtschaftsprofessoren der Uni Bern eine Studie. Sie hatten Steuer- und Einkommensdaten verglichen und machten klar, wie schlecht der Kanton Bern unterwegs war. Das war mitten in der Hochkonjunktur, und der Bericht von Paul Stocker und Paul Risch schlug wie eine Bombe

ein. Er zeigte: Die Infrastruktur war ungenügend ausgebaut, das Wirtschaftswachstum lag unter dem Schweizer Durchschnitt, und wertschöpfungsstarke Branchen wie Banken, Versicherungen oder Pharma waren unvertreten.

Woher kam das?

Der Kanton hatte zu viel in die Förderung traditioneller Branchen und der Landwirtschaft investiert. Und während der Hochkonjunktur wuchs die Wirtschaft in die Breite, die grossen Firmen kurbelten die Fabrikation von Bewährtem an und entwickelten kaum neue Produkte. Das rächte sich in der Rezession ab 1974. Zudem verschärften die volkswirtschaftlichen Schwächen, die Stocker und Risch festgestellt hatten, die Krise noch. Zwischen 1970 und 1980 verlor der Kanton einen Viertel der gewerblichen und industriellen Arbeitsplätze. Um bei den berühmten Beispielen zu bleiben: Wander und Tobler büsstens zuerst ihre Eigenständigkeit ein, dann gingen sie in grösseren internationalen Konzernen auf.

Bern wurde 1848 Bundesstadt. Warum haben die Stadt oder auch der Kanton davon nicht mehr profitiert?

Das war im Schweizer Föderalismus nicht vorgesehen. Man wollte keine dominante Hauptstadt, wie es sie in zentralisierten politischen Systemen gibt, und entsprechend hielt sich der Bund zurück, wenn es um finanzielle Zuwendungen ging. Mehr noch: 1875 musste die Einwohnergemeinde Bern sogar den Bau des Bundeshauses bezahlen, weil der Bund das Geld nicht hatte.

Was sprach überhaupt für Bern? Auch Zürich kandidierte als Sitz der Bundesbehörden.

Die Nähe zur Romandie war wichtig. Die Westschweizer National- und Ständeräte stimmten geschlossen für Bern, dazu kamen Mehrheiten aus

Basel, Solothurn und dem Tessin. Zudem spielte das Zeitgeschehen hinein: Der Zürcher Alfred Escher hatte sich in einigen Kantonen unbeliebt gemacht. Schliesslich musste auch die Stadt Bern ihrer neuen Rolle zustimmen, die Gemeindeversammlung sagte im Verhältnis 4 zu 3 knapp Ja. An den Gewichtsverhältnissen zwischen Bern und Zürich konnte die Wahl wenig ändern, im Jahr 1849 zählte der Bund blass achtzig Angestellte.

Mit der Bundesverwaltung wuchs dann aber auch der Arbeitsmarkt in Bern.

Auf jeden Fall, gerade für Akademiker waren und sind das interessante Arbeitsplätze. Zudem sind sie der Konjunktur weniger ausgesetzt: Das Angebot bleibt in einer Rezession eher stabil. Das gilt auch für Stellen im Bildungs- und Gesundheitswesen, die heute einen wichtigen Teil der bernischen Wirtschaft ausmachen. Andererseits wächst dieses Angebot nicht so schnell, wenn die Konjunktur anzieht. Die öffentliche Hand glättet also die Arbeitslosenzahlen, aber auch die positiven Effekte eines Wirtschaftswachstums. Insofern profitierte Bern: Es wurde krisenresistenter, blieb aber auch weniger dynamisch als Basel, Zürich oder Genf, die weniger von der Binnenwirtschaft leben als von Industrie, Handel und Finanzgeschäften.

Im Buch stellen Sie fest, dass sich an den 1965 erkannten strukturellen Problemen Berns bis heute nichts geändert habe.

Die Bilanz der letzten zweihundert Jahre ist tatsächlich eindeutig. Seit dem Bau des Bahnnetzes hat der Kanton immer weiter an wirtschaftlicher Bedeutung verloren. Sein Anteil an der Gesamtbevölkerung ging entsprechend zurück, von 17 Prozent Mitte des 19. Jahrhunderts auf 12 Prozent heute. Auch der tiefe Ausländeranteil weist auf ein unterdurchschnittliches Wirtschaftswachstum hin.

Damit muss dieser Kanton leben?

Mir scheint, er kann damit leben. Er reicht vom Jura übers Mittelland zu den Alpen, er bleibt geprägt von seinen grossen ländlichen Gebieten. Zugleich ergaben sich positive Impulse, nachdem die Regierung in den 1990er Jahren beschlossen hatte, zukunftsträchtige Branchen prominent zu fördern, die Informatik oder die Medizintechnik rund um das Inselspital und die Universität. Die Agglomeration Bern gehört heute von der Wirtschaftsleistung her zur Schweizer Spalte. Und die Lebensqualität im Kanton ist hoch.

«Schuft für die Faulen?» – mit diesem Slogan machte die Zürcher SVP vor zwanzig Jahren Stimmung gegen den nationalen Finanzausgleich. Die Plakate zeigten einen Züri-Leu, der schwitzend einen Karren einen Berg hochzieht – darin hockt ein dicker, gutgelaunter Bär. Bern hat das Image eines tragen, wenig innovativen Kantons, und hier wurde dieses Image politisch instrumentalisiert. Damit lief es allerdings ins Leere: Wenn man den Transfer aus dem Finanzausgleich pro Kopf der Bevölkerung betrachtet, ist Bern normaler Schweizer Durchschnitt. | GI

Christian Lüthi,

Jahrgang 1962, ist Historiker und lebt in Bern. Neben seiner Tätigkeit in der Leitung der Universitätsbibliothek hat er sich wiederholt mit der Geschichte der Stadt und des Kantons Bern befasst. So war er Mitherausgeber und Mitautor von *Bern. Eine Stadt bricht auf* (1998), *Bern. Die Geschichte der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert* (2003), *Berns moderne Zeit* (2011) und *Thuner Stadtgeschichte* (2018). Auch die neue *Geschichte des Kantons Bern. Von der Eiszeit bis heute*, eben bei Hier und Jetzt erschienen, ist ein Gemeinschaftswerk. Lüthi verfasste das Kapitel zur Ära ab 1850; die weiteren Beiträge stammen von Regine Stapfer, Annina Wyss Schildknecht, Armand Baeriswyl, Regula Schmid und Martin Stuber.

Daniel Di Falco ist Redaktor von *NZZ Geschichte*.
daniel.difalco@nzz.ch



Klodin Erb Vorhang fällt Hund bellt

**Aargauer Kunsthaus
21.9.2025–4.1.2026**

SINCONA
TRADING



**Gold, Silber und andere Edelmetalle unkompliziert
und diskret kaufen oder verkaufen in Zürich**



www.sincona-trading.com

SINCONA TRADING AG · Limmatquai 112 · 8001 Zürich

T +41 44 215 30 90 · info@sincona-trading.com

ÄGYPTEN

20

«Alles verdanken wir den Ägyptern»

Von Sebastian Conrad

40

Buchstaben, nicht Bilder!

42

Feiern mit Leichen

Von Till Hein

50

Von der Ersatzfamilie zur Terrororganisation

Von Reinhard Schulze

58

Baumwollkönige aus der Schweiz

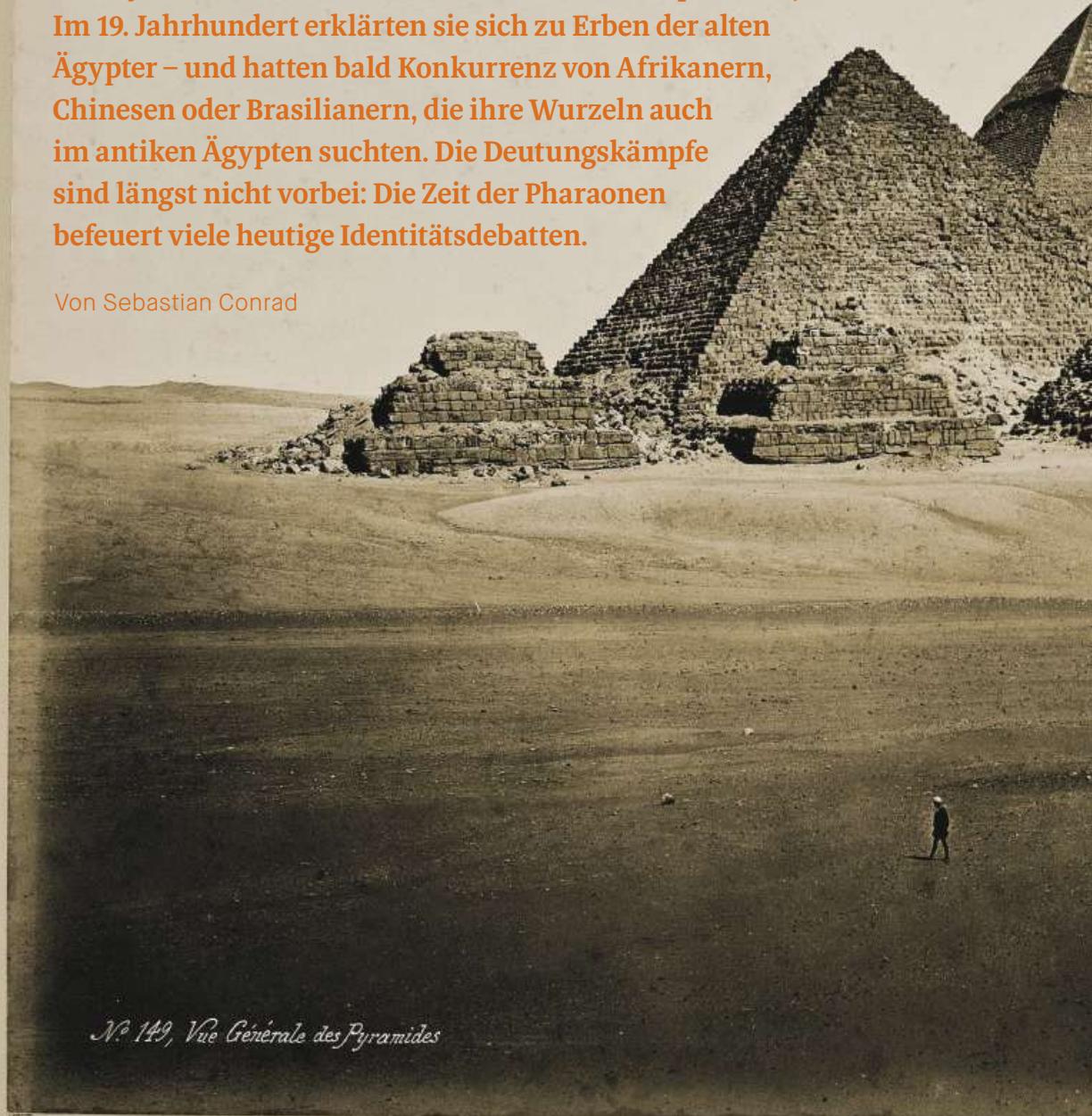
Von Stefan Sigerist

«Alles verdanken wir den Ägyptern»

Die mysteriöse Kultur am Nil fasziniert die Europäer seit je.

Im 19. Jahrhundert erklärten sie sich zu Erben der alten Ägypter – und hatten bald Konkurrenz von Afrikanern, Chinesen oder Brasilianern, die ihre Wurzeln auch im antiken Ägypten suchten. Die Deutungskämpfe sind längst nicht vorbei: Die Zeit der Pharaonen befeuert viele heutige Identitätsdebatten.

Von Sebastian Conrad





Die Pyramiden von
Gizeh scheinen in der
absoluten Ruhe der
Wüste zu stehen.
Tatsächlich herrschte
schon in den 1870er
Jahren, als die Foto-
grafie entstand, ein
grosser Trubel rund um
die Grabanlagen.

H. Bechard

Ä

gypten, Ägyptomanie – und kein Ende in Sicht. Die Begeisterung ist ungebrochen. Zwei Beispiele aus jüngster Zeit: Das Metropolitan Museum of Modern Art in New York zeigte Anfang 2025 die Ausstellung *Flight into Egypt* (Flucht nach Ägypten), die die langjährige Faszination afroamerikanischer Künstler für das antike Ägypten dokumentierte. Mehr als zweihundert Kunstwerke waren dort zu sehen. Die Künstlerin Barbara Chase-Ribaud berichtete von ihrem ersten Besuch in Ägypten als «Offenbarung». «Plötzlich wurde mir klar, wie abgeschottet die westliche Welt gegenüber der nichtweissen, nichtchristlichen Welt war. Die ägyptische Kultur war einfach unwiderstehlich. Ihre schiere Pracht. Ihre Eleganz und Perfektion, ihre Zeitlosigkeit, ihre Tiefe. Danach erschien mir die griechische und römische Kunst wie ein Abklatsch.»

Zur gleichen Zeit wurde in Kairo die unmittelbar bevorstehende Eröffnung des Grossen Ägyptischen Museums angekündigt. Seit 2002 in Planung, hätte das Haus schon 2020 seine Türen öffnen sollen; nach mehreren Verschiebungen war es am 1. November 2025 nun so weit. Errichtet auf dem Plateau von Gizeh, in unmittelbarer Nachbarschaft der Pyramiden, soll es «eines der grössten, modernsten und berühmtesten Museen der Welt» sein beziehungsweise werden, ein Magnet und ein Muss für die Touristen. Zugleich ist es als Aushängeschild der Nation gedacht, als symbolische Vermählung der antiken Traditionen mit einem heutigen Ägypten, das erwartungsvoll in die Zukunft schaut.

Nur wenige Länder werden derart konsequent auf ihre antike Geschichte reduziert. China hat die Terrakotta-Armee von Xian, aber auch die Wolkenkratzer-Skyline von Schanghai; Japan die Tempel von Kyoto, aber auch die Mangas und die Filme des Ghibli-Studios; Israel ist Jerusalem, aber auch Tel Aviv. Gelegentlich schiebt sich zwar auch in Ägypten die moderne Zeit in den Vordergrund – 1956, als Präsident Gamal Abdel Nasser den Suezkanal verstaatlichte, oder 2011, als der Arabische Frühling aufblühte. Aber das sind Ausnahmen, meist dominiert das Bild der antiken Zivilisation, nicht zuletzt in der staatlichen Selbstdarstellung. Woher kommt das?

Im Anfang war, wie so oft, Napoleon. Sein Einmarsch in Ägypten im Jahr 1798 wird häufig als Ursprung der europäischen Obsession mit Ägypten bezeichnet. Das Ziel Napoleons war es damals, Grossbritanniens Zugang nach Indien zu bedrohen und Frankreichs Einfluss im Mittelmeer auszubauen. «Die Zeit ist nicht mehr fern», hatte er im Jahr zuvor erklärt, «in der wir spüren werden, dass wir, um England wirklich zu zerstören, Ägypten einnehmen müssen.» Zunächst errang er militärische Erfolge, etwa in der Schlacht bei den Pyramiden gegen eine ägyptische Armee. Doch die britische Flotte unter Admiral Nelson zerstörte die französischen Schiffe in einer Seeschlacht, wodurch Napoleon von Frankreich abgeschnitten war. Der Feldzug endete 1801 mit dem Rückzug der Franzosen.

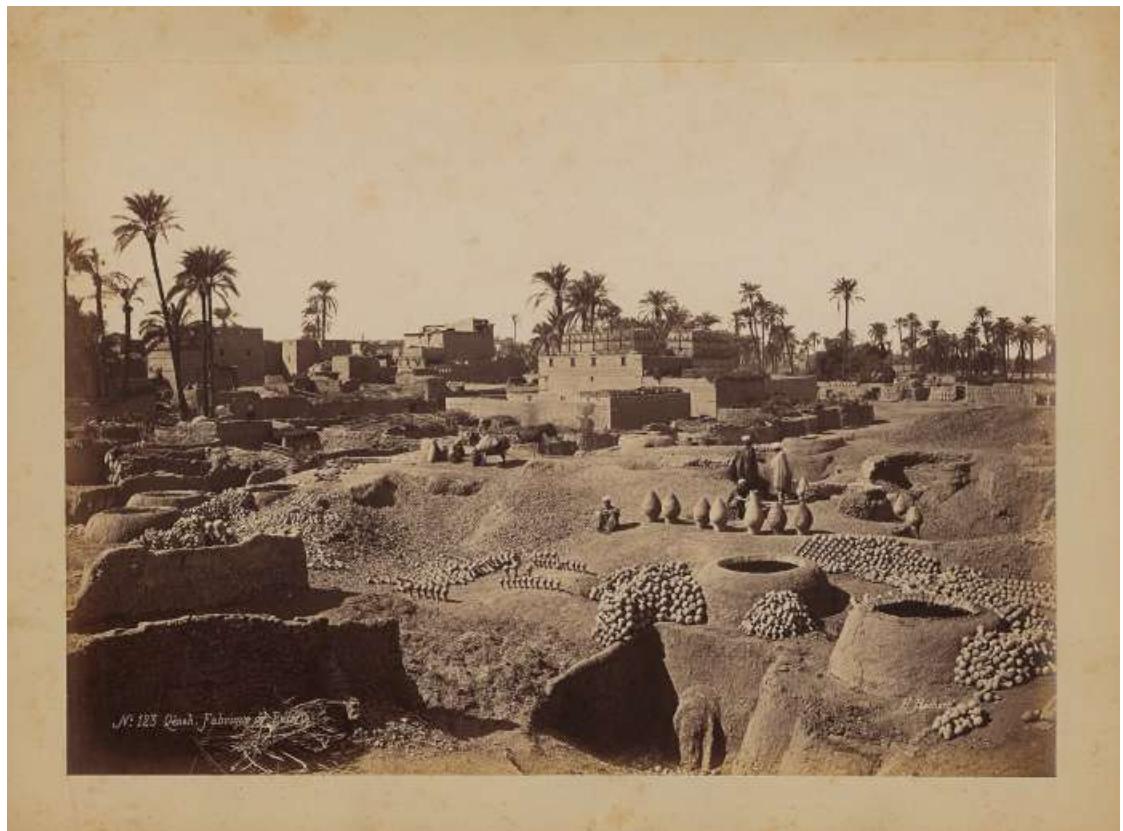
Für unser Thema wichtiger als die militärischen Ereignisse ist jedoch die Tatsache, dass Napoleon auch 167 Wissenschaftler für seine Streitmacht rekrutierte. Sie sollten das Land erkunden, erforschen und vermessen. Es ging darum, eine Kultur zu entschlüsseln, die «ausser dem Namen nach bei den Europäern praktisch unbekannt war». So berichtete es der Diplomat und Kunstliebhaber Vivant Denon, Teilnehmer an dem Projekt und später Direktor des Louvre.

Ganz zutreffend war die Aussage nicht. Im Grunde muss man Napoleons Feldzug selbst als Ausdruck einer Ägypten-Begeisterung verstehen, die weiter zurückreichte. In der Renaissance ermöglichte die Wiederentdeckung antiker Quellen eine Beschäftigung mit Ägypten, das als Urquelle von Weisheit, Religion und Wissenschaft verklärt wurde. Dabei entstand das idealisierte Bild eines geheimnisvollen Lands, in dem Mathematik, Astronomie, Alchemie und Magie ihren Ursprung gehabt haben sollen. Diese Vorstellung speiste sich weniger aus archäologischer Realität als aus einer Lektüre antiker Texte, in denen Hieroglyphen als mystische Zeichen und die Pyramiden als Träger kosmischer Wahrheiten galten.

Im 17. und im 18. Jahrhundert griffen die Freimaurer diese Ideen auf. Sie verstanden sich selbst als Bewahrer alter Weisheiten und brachten diese Tradition in Verbindung mit der Kultur des alten Ägypten. Sie integrierten altägyptische Symbole



Zwei Briten tauchen um 1880 ins alte Ägypten ein: In Kairo konnten sich Touristen als Pharao oder Sphinx porträtieren lassen. Sehr beliebt war das Studio Strommeyer & Heymann, das einen echten Sarkophag anbot.



Diese Fotografie einer Töpferei in der Stadt Qena, nördlich von Luxor, rückt eines der ältesten Handwerke Ägyptens ins Licht: Die frühesten Keramikarbeiten der Region sind um 5000 vor Christus entstanden.

und Legenden in die Symbolik ihrer Logen. Die Motive galten ihnen als Zeichen einer uralten, von Priestern gehüteten Geheimlehre, die sie nun fortführten. Dieses erdachte Ägypten diente der Selbstverortung – eine Form der Imagination, bei der Ägypten zum mythischen Spiegel europäischer Ideale wurde.

Eine konkrete Beschäftigung mit dem Land und seiner Geschichte lag dem jedoch nicht zugrunde. Insofern hatte Vivant Denon doch nicht unrecht, als er Ägypten als «praktisch unbekannt» bezeichnete. Das änderte sich erst im 19. Jahrhundert. Erst jetzt wurde die Ägyptomanie sozusagen auf die Füsse gestellt, erst jetzt verband sich eine populäre Begeisterung für das Land der Pyramiden mit seiner empirischen Erforschung.

Der Begriff der Ägyptomanie, so verbreitet er ist, ist jedoch mit Vorsicht zu genießen. Er klingt

nach einer Liebhaberei, die vielleicht etwas zu weit getrieben wird. Nach populärer Begeisterung für die Monumentalarchitektur der Pyramiden, das Design der Grabverzierungen, das Enigma der Mumien, die Rätsel der Schrift. Nach einer Mode, die kommt und geht, nach harmloser Faszination. Aber wenn Ägyptomanie eines nicht war, dann harmlos oder unschuldig. Die Beschäftigung mit dem alten Ägypten war immer und überall eingebunden in Machtverhältnisse, war von Interessen getrieben, war Teil gesellschaftlicher Auseinandersetzungen.

Das galt schon für Napoleon. Meist ist in der Literatur von der «Expedition» nach Ägypten die Rede – in Wirklichkeit war es nichts anderes als eine Invasion, ein Eroberungsfeldzug. Und auch die mitgeführten Wissenschaftler waren nicht nur für die interesselose Erkundung von Geschichte

und Brauchtum zuständig. Gewiss, sie verfassten nach ihrer Rückkehr die 23-bändige *Description de l'Égypte* – ein Meilenstein der Erforschung von Land und Leuten, der Altägypter, der Tier- und Pflanzenwelt, garniert mit mehr als dreitausend Abbildungen. Zugleich waren die Forscher aber auch «embedded scholars»: eingebettete Forscher, deren Arbeit von der militärischen Kampagne nicht getrennt werden kann. So waren sie an der Gewinnung von Informationen beteiligt, die auch der militärischen Planung dienten; Napoleon beauftragte sie unter anderem damit, Rohstoffe für die Herstellung von Schiesspulver ausfindig zu machen. Darüber hinaus ermöglichte die Kriegssituation auch den Erwerb von Objekten und Dokumenten, auf denen die Forschung der nächsten Jahrzehnte beruhte.

Napoleons Feldzug setzte einen Wettkampf in Gang, der lange anhalten sollte. In einer ersten Phase streiften Abenteurer – im Grunde: Grabräuber – durchs Land und nahmen alles mit, was nicht niet- und nagelfest war. Der bekannteste war der Italiener Giovanni Battista Belzoni, der manchmal für die ägyptische Regierung, manchmal für den britischen Konsul und manchmal auf eigene Faust unterwegs war. Belzoni, eine über zwei Meter grosse Erscheinung, hatte schon Karrieren als Friseur, Geisterbeschwörer und Zirkusartist hinter sich; heute wird er als Pionier der Archäologie gefeiert. Sein Vorgehen kann man durchaus rustikal nennen. In der Cheops-Pyramide, deren Eingang er entdeckte, hinterliess er ein Graffito mit seinem Namen, das heute noch zu sehen ist. Sein grösster Coup war der Fund – oder: Diebstahl – des monumentalen Kopfs von Ramses II. in Theben, einer fast sieben Tonnen schweren Steinhauerarbeit, die er ins British Museum nach London transportieren liess.

Eine Zäsur war dann die Entzifferung der Hieroglyphen durch Jean-François Champollion im Jahr 1822. Ermöglicht wurde sie durch den Stein von Rosette, das Bruchstück einer mächtigen Platte mit Inschriften. 1799 von französischen Soldaten in der Hafenstadt Rosette entdeckt, fiel der Stein nach der Niederlage Frankreichs 1801 in britische Hände und gelangte ins British Museum, wo er schnell das Interesse von Gelehrten aus ganz

Zu den Bildern

Der Türke Pascal Sébah und der Franzose Émile Béchard gehörten zu den gefragtesten Souvenirfotografen Ägyptens im späten 19. Jahrhundert. Beide wussten um die europäische Faszination für den Orient. Gekonnt erschufen sie visuelle Wunschträume, die das populäre Ägypten-Bild bestätigten, das die Touristen schon im Kopf hatten, wenn sie ins Land angereist kamen. Alle Fotografien in diesem Artikel (ausser jener auf Seite 23) hat ein Schweizer Tourist auf seiner Ägypten-Reise von Sébah und Béchard gekauft. In ihnen spiegelt sich der abendländische Blick auf den Orient, viele zeigen die uns noch immer vertrauten Orientphantasien: Karawanan, Moscheen, Pyramiden, verhüllte Frauen. Heute sind die Bilder Teil der Sammlung des Zürcher Museums Rietberg; 2019 wurden sie in der Ausstellung *Traumbild Ägypten*, kuratiert von Nanina Guyer, präsentiert.

Europa weckte. Er enthielt den gleichen Text in drei verschiedenen Schriften: in Hieroglyphen, in der volkstümlichen demotischen Schrift und in Altgriechisch. Die griechische Inschrift bot den entscheidenden Anhaltspunkt für die Übersetzung, da die Sprache bekannt war (*NZZ Geschichte* Nr. 39, März 2022).

Der eigenbrötlerische Champollion beschäftigte sich intensiv mit den Inschriften – in einem jahrelangen Wettkampf mit anderen Gelehrten, vor allem dem Briten Thomas Young. Champollion erkannte schliesslich als Erster, dass die Hieroglyphen nicht nur symbolische Bilder, sondern auch Lautzeichen enthielten (Seite 40). Er verglich die Namen von Pharaonen mit den griechischen Namensformen und entwickelte daraus ein phonetisches Alphabet, das er schrittweise auf weitere Wörter und Texte anwandte. Damit öffnete er



Angeblich typische Repräsentanten einer fremden Welt: Pascal Sébah fotografierte etliche Personen in traditionellen Kleidern oder mit Gegenständen, die sie als Vertreter einer spezifischen Berufsgattung auswiesen. Ob Pferdeknechte (oben links und unten rechts), Wasserträger (oben rechts) oder verschleierte Frauen: Die menschlichen Sujets waren bei den Touristen beliebt. Zuweilen zeigten die Bilder, die in Kairo verkauft wurden, auch Personen aus der Türkei – entscheidend war allein die «orientalische» Anmutung.

Das alte Kairo – hier die Grabmoschee von Sultan Kait-Bay, errichtet um 1470 – faszinierete die Besucher besonders. Die modernen Stadtquartiere, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden, fanden sich dagegen kaum auf Fotos.



N° 166. Tombeau et Mosquee Caïd Bey, Caire

R. Beckhardt.

Zeittafel

Ab 2700 v. Chr.

Im Alten Reich, dem Goldenen Zeitalter des antiken Ägypten, entstehen die Pyramiden.

332 v. Chr.

Alexander der Große erobert Ägypten.

30 v. Chr.

Ägypten wird römische Provinz. Kleopatra, die letzte ägyptische Königin, begeht Suizid.

639 n. Chr.

Arabische Armeen dringen nach Ägypten vor, das Land wird muslimisch.

1250

Die Mamluken, ehemalige Militärsklaven, gründen in Ägypten ein Sultanat.

1517

Ägypten wird Teil des Osmanischen Reichs.

1798

Napoleon marschiert in Ägypten ein.

1805

Muhammad Ali wird Gouverneur in Ägypten, das Land gehört weiter zum Osmanenreich.

1882

Grossbritannien besetzt Ägypten.

1922

Ägypten wird unabhängig. Viele britische Vorrechte bestehen fort, manche bis 1956.

1936

Der Anglo-Ägyptische Vertrag stärkt die Souveränität des Königreichs Ägypten.

1952

Offiziere pustchen gegen die Monarchie, die Herrschaft des Militärs beginnt.

den Zugang zur altägyptischen Schriftsprache – nach Jahrtausenden des Vergessens.

Die Entzifferung war bahnbrechend: Nun wurde es möglich, Inschriften, religiöse Texte, Verwaltungsdokumente und Literatur der Ägypter im Original zu lesen. Zwar dauerte es Jahrzehnte, bis die ersten Ergebnisse Champollions durch die Arbeit etlicher Forscher erweitert wurden. Dann aber konnte die altägyptische Geschichte auf eine schriftlich belegte Basis gestellt werden. Das Verständnis veränderte sich grundlegend: Erstmals wurden die Sinnwelten einer Gesellschaft zugänglich, die bislang als Mysterium gegolten hatte.

In der Folge entwickelte sich die Ägyptologie zu einer eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden in Europa bedeutende Institutionen und Sammlungen aufgebaut, so etwa im Louvre, im British Museum und im Ägyptischen Museum in Berlin. Die zentrale Figur im deutschen Kontext war Karl Richard Lepsius, der in den 1840er Jahren gross angelegte Expeditionen durchführte, detaillierte Aufzeichnungen erstellte und Grundlagenwerke publizierte. In dieser Phase wuchs auch das Bewusstsein dafür, wie notwendig methodische Grabungstechniken waren, obwohl unsachgemäss Bergungen noch verbreitet vorkamen.

Eine dritte Phase kann man schliesslich am Ende des 19. Jahrhunderts festmachen. Mehr und mehr verlagerte sich die Forschung vom reinen Sammeln hin zu einer systematischen Analyse von Fundkontexten, Sprach- und Kulturgeschichte. Zu den Archäologen, die präzisere Datierungsmethoden einführten und Wert auf die Dokumentation selbst kleinster Funde legten, gehörten der Engländer Flinders Petrie oder in Deutschland Ludwig Borchardt. Letzterer wurde vor allem berühmt durch den Fund der Büste der Nofretete, der Frau des Pharaos Echnaton, der von etwa 1351 bis 1334 vor Christus regiert hat. Ebenso wichtig war jedoch die sozialgeschichtliche Wende, für die Borchardt stand: Er interessierte sich nicht nur für die Pyramiden, die Königsgräber. Vielmehr rekonstruierte er ganze Siedlungen und versuchte so, die antike ägyptische Gesellschaft gesamthaft zu verstehen – nicht nur die Taten der Pharaonen, sondern auch den Alltag der Bevölkerung.



Die klassische Reiseroute durch Ägypten führte von Alexandria über Kairo den Nil hinauf bis Abu Simbel. Auf dem Weg lag auch Assuan, damals ein wichtiger Umschlagplatz für Handelswaren aus Nubien weiter im Süden.

Eingerahmt wurde die wissenschaftliche Erforschung durch eine Begeisterung für alles Ägyptische, die in weiten Kreisen der europäischen Bevölkerung aufkam. In der Mode zeigten sich ägyptische Ornamente, europäische Städte gefielen sich darin, ihre Plätze mit Monumenten aus Ägypten zu schmücken. Beispielsweise mit dem grossen Obelisken von Luxor, der seit 1836 in Paris auf der Place de la Concorde steht. Der ägyptische Vizekönig hatte ihn dem französischen König zum Geschenk gemacht, und der Transport, den Charnollion organisierte, dauerte drei Jahre. Wenn kein Original zur Hand war, wurden Obelisken kurzerhand nachgebaut, so wie in Washington.

Auch in der Kunst traten vermehrt ägyptische Elemente auf. Kleopatra war ein besonders beliebtes Motiv. Sie war die Herrscherin über Ägypten zur Zeit Julius Cäsars (mit dem sie eine Bezie-

hung und sogar einen Sohn hatte) und eine gewandte Politikerin, auch wenn sie in der europäischen Rezeption häufig auf die Rolle der Verführerin reduziert wird. Künstler wie Jean-Léon Gérôme oder Alexandre Cabanel stellten sie in prachtvollen, farbenreichen Szenerien dar, umgeben von Luxus, sinnlichen Stoffen und exotisierenden Symbolen. Diese Werke spiegelten weniger das historische Ägypten als vielmehr europäische Projektionen weiblicher Macht, Erotik und Dekadenz und verbanden so antike Motive mit ästhetischen und kulturellen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Opern wie Wolfgang Amadeus Mozarts *Zauberflöte* und vor allem Giuseppe Verdis *Aida* präsentierten dem Publikum ägyptisch inspirierte Mythen als Kulisse für Liebesdramen und Machtkämpfe und bedienten die Faszination für das «mystische» Ägypten.



120 M^{es} "doranges

Für seine Aufnahmen von Berufsleuten – hier: Fruchtverkäuferinnen – liess Pascal Sébah Männer und Frauen vor einer Wand posieren, sie hatten reglos in ihren Positionen zu verharren.

Der Höhepunkt des Fiebers war schliesslich 1922 erreicht, genau ein Jahrhundert nach Champollion: mit der Entdeckung des Grabs von Tutanchamun, dem Sohn Echnatons, der etwa von 1332 bis 1323 vor Christus als Pharao regiert hatte. Sein Grab fand der britische Archäologe Howard Carter im Tal der Könige, nachdem er jahrelang danach gesucht hatte. Die Grabkammer war nahezu unversehrt – ein Glücksfall, da viele Königsgräber schon in der Antike geplündert worden waren. Bei der Öffnung fanden sich über fünftausend Objekte, darunter die berühmte goldene Totenmaske, kunstvoll gearbeitete Möbel, Streitwagen und Schmuckstücke, die ein einzigartiges Bild vom Reichtum und vom Kunsthandwerk der damaligen Zeit vermittelten.

Der Fund war eine Sensation und ein Medienereignis. Die Londoner *Times* berichtete exklusiv, betuchte Touristen strömten nach Ägypten zu den Ausgrabungsstätten. Für die, die sich das nicht leisten konnten, wurde das Grab nachgebaut, samt der Totenmaske und den wichtigsten Grabbeigaben. Eine solche Kopie wurde zum Publikums-magneten der *Empire*-Ausstellung in Wembley 1924, einer Art Weltausstellung für das britische Weltreich, die 27 Millionen Menschen anzog. Auch die Legende vom «Fluch des Pharaos» – tatsächlich waren mehrere Mitglieder von Carters Expedition kurz nach der Öffnung des Grabs gestorben – trug dazu bei, den Fund zu einem spektakulären und bis heute legendären Ereignis zu machen.

Wenn man die Stationen Revue passieren lässt, von Napoleon bis Howard Carter, dann entsteht allerdings leicht ein falscher Eindruck: der Eindruck nämlich, dass sich das europäische (und amerikanische) Ägypten-Interesse auf Ästhetik und Kunst beschränkte – und dass Ägypten dabei blos eine Kulisse war, eine Projektionsfläche für westliche Phantasien. Beides war jedoch nicht der Fall. Ägyptische Akteure waren stets massgeblich beteiligt, und immer ging es dabei auch um handfeste, ganz materielle Interessen. Es ist daher sinnvoll, sich klarzumachen, wie die Situation Ägyptens damals aussah.

Nach Napoleons Abzug ergriff ein Offizier albanischer Herkunft, Muhammad Ali, die Macht. Er reformierte Armee, Verwaltung und Wirtschaft,

liess Baumwollplantagen anlegen und setzte mit harter Hand eine Modernisierungspolitik von oben durch. Offiziell war Ägypten eine Provinz des Osmanischen Reichs, doch Muhammad Ali herrschte weitgehend unabhängig von Istanbul. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geriet Ägypten jedoch immer stärker unter europäischen Einfluss. Vor allem durch den Baumwollexport wurde Ägypten vom Kapital und von den Absatzmärkten des Westens abhängig. Zudem kostete die Modernisierungspolitik viel Geld. In den 1870er Jahren schnappte die Schuldenfalle zu, und das zahlungsunfähige Land wurde unter internationale Schuldenverwaltung gestellt. Hinzu kam, dass der Bau des Suezkanals (1869) – finanziert von Ägypten und durch französische Kredite – das Land zu einem Dreh- und Angelpunkt im Weltverkehr machte. Und damit zu einem Objekt britischer und französischer Begehrlichkeiten.

Das europäische Interesse an Ägypten beschränkte sich also nicht auf Mumien und Hieroglyphen: Es ging um wirtschaftlichen Profit, militärstrategische Erwägungen und politische Ambitionen. So war es keine Überraschung, dass Grossbritannien 1882 einen lokalen Aufstand zum Anlass nahm, das Land zu besetzen. Auf dem Papier blieb die osmanische Herrschaft intakt, aber die tatsächliche Macht übte der britische General-konsul aus: Ägypten war de facto zu einer Kolonie geworden. Grossbritannien regierte das Land bis 1922, als Ägypten formal unabhängig und vom Sultanat zum Königreich wurde. Londons Einfluss bestand jedoch weiter: Britische Truppen blieben im Land, hauptsächlich, um den Suezkanal und damit den Seeweg nach Indien zu sichern. Überdies behielten sich die Briten das Recht vor, die ägyptische Außenpolitik mitzubestimmen. Mit den britischen Sonderrechten war es erst vorbei, als 1956 der Staatschef Gamal Abdel Nasser den Suezkanal verstaatlichte. Vier Jahre zuvor hatte das ägyptische Militär durch einen Putsch die Monarchie im Land beendet.

Das westliche Interesse an Ägypten war, mit anderen Worten, vielfältiger Natur. Die Kontrolle über den Suezkanal sollte den Seeweg nach Indien sichern. Die Investition in die Baumwolle machte europäische Händler und Investoren reich; im Jahr

1914 lag der Anteil der Baumwolle am ägyptischen Gesamtexport bei 92 Prozent. Zugleich musste Getreide eingeführt werden, um die Bevölkerung zu ernähren – und das in Ägypten, das einst die Kornkammer des Römischen Reichs gewesen war. Im Zug der europäischen Infiltration wurde die Produktion ganz auf den Export ausgerichtet.

Vor diesem Hintergrund entfaltete sich neben dem wirtschaftlichen und politischen auch das wissenschaftliche und populäre Interesse an Ägypten. Die Anziehungskraft der antiken Pracht lag auf der Hand: Monumentale Architekturen, rätselhafte Inschriften, geschmückte Sarkophage, geheimnisvolle Kulte – all dies schien die Phantasie unmittelbar zu beflügeln. Aber es gab ein grundlegenderes Motiv für die europäische Neugier: Ägypten galt nicht nur als eine der ältesten Zivilisationen der Menschheit, sondern auch als Wiege der westlichen Moderne.

Dass die europäische Kultur nicht nur auf die Römer und die Griechen, sondern auch auf das Reich der Pharaonen zurückging – diese Theorie fand im 19. Jahrhundert weite Verbreitung. Und es gab fast nichts, was sich mit ihr nicht erklären liess. Der australische Anthropologe Elliot Smith, der für seine Röntgenaufnahmen von Mumien bekannt war, drückte es 1911 so aus: «Die Ägypter legten nicht nur die Grundlagen für die Landwirtschaft und die Bewässerung, sondern auch für alle Künste und das Handwerk, die soziale Organisation und den religiösen Glauben, die ein wesentlicher Bestandteil der Zivilisation wurden, die sich in der ganzen Welt verbreitete.»

Ein wichtiges Element dieser Vorstellung war die These, der Pharao Echnaton habe im 14. Jahrhundert vor Christus den Monotheismus erfunden. Echnaton hatte eine regelrechte Revolution realisiert: Er erhob den Sonnengott Aton – dargestellt als strahlende Sonnenscheibe – zum einzigen wahren Gott und setzte den traditionellen Vielgötterkulten damit ein abruptes Ende. Zwar wurde diese Reform nach seinem Tod rückgängig gemacht, aber die kulturgeschichtliche Zäsur blieb: Echnaton habe dem Glauben an den einen Gott zum Durchbruch verholfen, so die Idee, und damit die Grundlage für die Buchreligionen der Juden, Christen und Muslime geschaffen.

Die Theorie von der altägyptischen Wiege aller Kultur hatte einen handfesten politischen Nutzen. In der britischen Öffentlichkeit verband sie sich nahtlos mit dem Selbstverständnis, eine Grossmacht zu sein: Den Briten erschien das Reich der Pharaonen als historische Vorstufe des British Empire, als fernes Echo ihrer eigenen Grösse. Und wenn Elliot Smith, der Anthropologe, hervor hob, Ägypten habe die Welt vorangebracht, «ohne ihr gewaltsam eine fremde Kultur aufzuzwingen», dann schloss er damit an eine zeitgenössische Vorstellung an, mit der man die Macht des Westens rechtfertigte: Die Expansion Europas galt vielen als grosszügiger Akt der Zivilisierung, der es den angeblich zurückgebliebenen Völkern ermögliche, an Fortschritt und Kultur teilzuhaben.

Besonders grosse Resonanz erreichte die politische Berufung auf Ägypten in den Vereinigten Staaten. Für den bekannten Ägyptologen James Breasted, 1894 in Berlin promoviert und später Professor an der Universität in Chicago, war Ägypten verantwortlich für «die Entstehung der Zivilisation, das wichtigste Ereignis, das sich bisher im Universum zugetragen hat». Breasted war überzeugt, dass «die Ägypter bereits mehr als tausend Jahre vor der Niederschrift der Zehn Gebote einen moralischen Standard hatten, der dem der Zehn Gebote weit überlegen war». Und auch für ihn waren die Parallelen zur eigenen Nation nicht zu übersehen: «Genau wie in Amerika», erklärte er, habe Ägypten aus der «Wildnis» eine «grossartige Gesellschaft» geschaffen.

Auch in Ägypten selbst fing man im 19. Jahrhundert damit an, die eigenen Wurzeln im Reich der Pharaonen zu suchen. Das war keine Selbstverständlichkeit, denn bis dahin gab es im Land wenig Interesse an der weit zurückliegenden Vergangenheit. Die Zivilisation der Antike galt als heidnisch und daher ohne Bezug zur muslimischen Gegenwart. Weder im Bewusstsein der breiten Bevölkerung noch in der Selbstdarstellung des Staats spielte dieses historische Kapitel eine nennenswerte Rolle. Das änderte sich nun.

Eine zentrale Figur dieser Entdeckung der Antike war der Gelehrte Rifa'a al-Tahtawi. Von 1826 bis 1831 verbrachte er fünf Jahre in Paris, damals alles andere als ein übliches Reiseziel. Al-Tahtawi



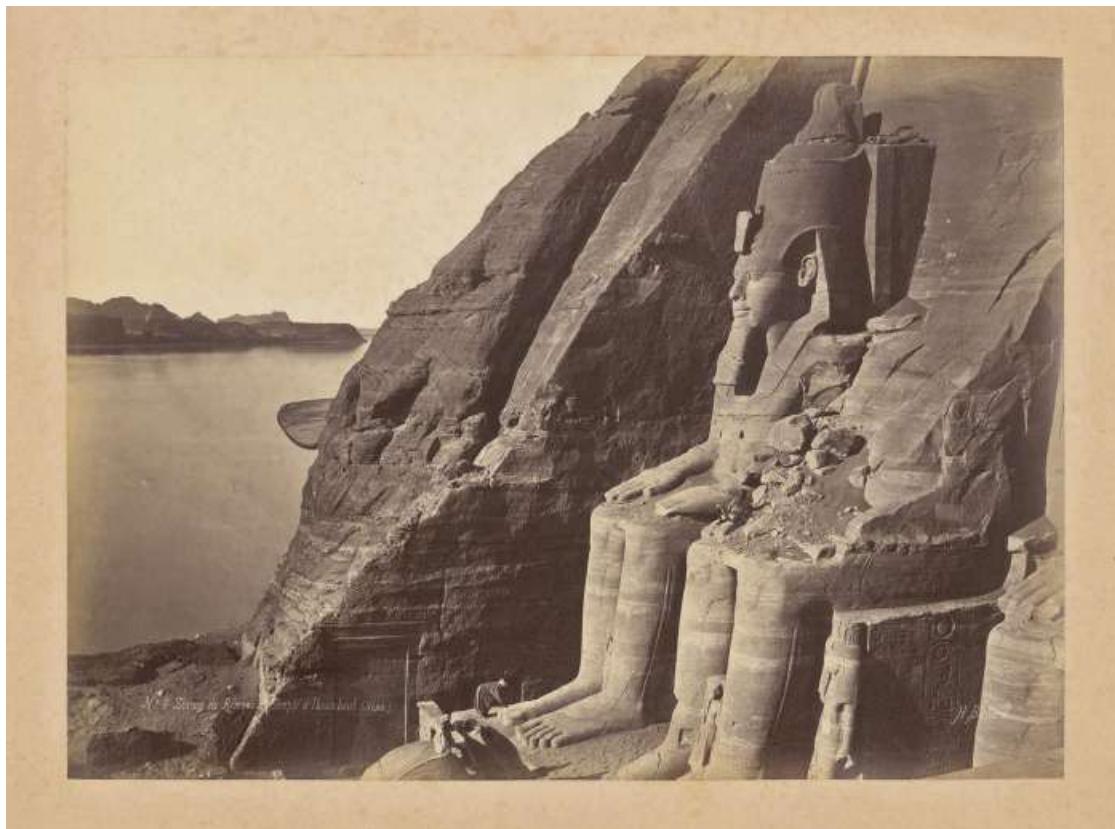
Fünf Männer spielen Krokodiljagd am Nil: Szenen wie diese, bei der ein ausgestopftes Tier zum Einsatz kam, liessen die Fotografen nachstellen, um den Touristen die wilde Exotik zu bieten, die sie in Ägypten erwarteten.

musste sich für den Aufenthalt im Land der Ungläubigen erklären, und er bemühte dafür den Ausspruch des Propheten Muhammad, Muslime sollten «nach Wissen streben, und sei es in China».

In Paris nahmen ihn die Ideen der Aufklärung und die historische Forschung ein. Besonders fasziniert war al-Tahtawi von der französischen Ägyptologie in den Jahren unmittelbar nach Champolions Entzifferung der Hieroglyphen. Sie half ihm, die Leistung dieser heidnischen Kultur anzuerkennen: «Niemand übertraf sie in Sachen Zivilisation, und auf dem Gebiet der Gesetzgebung und der Rechtsprechung verzichtete keine Nation darauf, sich an den Wissenschaften Ägyptens zu orientieren. Kein Staat und kein Königreich versäumte es, nach dem Licht zu streben, das von Ägypten ausging.» Al-Tahtawi erkannte, und das war neu, dass sich zwischen dem antiken Ägypten

und der modernen Nation eine Verbindung herstellen liess. Schliesslich «entspricht die körperliche Konstitution der heutigen Menschen genau derjenigen aus vergangenen Zeiten, und ihre Veranlagung ist dieselbe».

Zurück in Kairo, setzte sich al-Tahtawi dafür ein, das Wissen über das alte Ägypten zu verbreiten. Er gründete eine Übersetzerschule, deren Mitglieder in den folgenden fünfzehn Jahren mehr als zweitausend Werke ins Arabische übertrugen. Das waren vor allem Texte zu technischen Themen, aber auch historische Abhandlungen, die die ägyptische Antike in ihrer kulturellen Eigenständigkeit darstellten. So trug al-Tahtawi dazu bei, die Pharaonenzeit aus dem Schatten der islamischen und osmanischen Geschichtsschreibung zu lösen und sie als Grundlage für eine ägyptische Nationalgeschichte zu präsentieren.



Am Fuss der Ramses-Statue in Abu Simbel beugt sich ein winzig wirkender Mensch über eine Zehe: Oft haben die Fotografen einzelne Personen extra ins Bild gerückt, um die Dimensionen der Altertümer hervorzuheben.

Ab dem späten 19. Jahrhundert wurde der Bezug auf die antike Geschichte dann immer wichtiger für die erstarkende Nationalbewegung. Sie bezog sich nicht allein auf arabisch-islamische Wurzeln, sondern auch auf eine fernere, vorislamische Vergangenheit. Und gerade diese ferne Zeit versprach den Schlüssel zur angestrebten Modernisierung. Der Politiker Ali Mubarak liess in einem Text einen fiktiven westlichen Beobachter auftreten, der es so ausdrückte: «Alles, was wir an Fortschritt und an Wohlstand geniessen, verdanken wir den Ägyptern. Ohne die Ägypter würden wir bis heute in einem Meer der Unwissenheit versinken und verloren in den Tälern des Irrtums umherstolpern.»

Der Verweis auf die antike Hochkultur wurde in der Folge zu einer Strategie, mit der sich ägyptische Nationalisten gegen die osmanische Vor-

mundschaft und die britische Besatzung wehren konnten: Pyramiden, Mumien und Hieroglyphen waren nicht nur imposante Zeugnisse einer vergangenen Zeit, sondern auch der ägyptischen Eigenständigkeit und damit Waffen im Kampf um nationale Unabhängigkeit. «Wir hatten diese Geschichte völlig ignoriert», so formulierte es der Autor Salama Musa im Rückblick, «weil die Engländer der Meinung waren, es sei besser, sie von den Nachfahren der alten Ägypter im 20. Jahrhundert unberücksichtigt zu lassen, da sie in ihnen ein unangemessenes Gefühl von Stolz und Ruhm wecken und sogar unser Verlangen nach Unabhängigkeit schüren könnte.»

Sowohl in Ägypten als auch in Europa wurde damit im 19. Jahrhundert eine neue Vorstellung formuliert: die Idee, dass die Moderne altägyptische Wurzeln hat. Dieses Konzept verbreitete sich

rasch weiter, besonders in Afrika. Dort zielte die Bewegung des Panafrikanismus auf die kulturelle Einheit und die politische Unabhängigkeit des Kontinents, und viele Panafrikanisten bezogen sich dabei emphatisch auf das Reich der Pharaonen. Führende Vertreter der Bewegung wie etwa Marcus Garvey, Kwame Nkrumah oder Haile Selassie (Seite 68) verwiesen auf die pharaonische Zivilisation, um zu zeigen, dass Afrika schon lange vor der Kolonialzeit hochentwickelte Staaten, komplexe Gesellschaften und eine reiche Gelehrsamkeit hervorgebracht hatte.

Auch unter afroamerikanischen Intellektuellen stand Ägypten hoch im Kurs. Martin Delany etwa, Autor und Kämpfer gegen die Sklaverei, betonte in den 1880er Jahren voller Stolz, «dass Ägypten die Wiege der frühesten Zivilisation war und die Künste und die Wissenschaften verbreitete, während die Griechen noch ein unzivilisiertes Volk waren». So konnte Ägypten zum Symbol für afrikanische Größe und Selbstbestimmung werden, im Goldenen Zeitalter des afroamerikanischen Kulturschaffens in den 1920er und 1930er Jahren genauso wie später im Black Nationalism, der für eine eigene schwarze Identität und eigene schwarze Institutionen kämpfte.

Ägyptische Motive und Symbole tauchten auch in der Kunst und in der Mode auf; Jazz- oder später Hip-Hop-Musiker integrierten Hieroglyphen, Pharaonenbilder oder die Göttin Isis in ihre Arbeiten. Dahinter stand nicht nur ein ästhetisches Spiel, sondern auch ein politischer Anspruch: Mit dem Rückgriff auf das antike Ägypten wandte man sich gegen ein rassistisches Bild der Welt, das Afrikas Beitrag zur Menschheitsgeschichte ausblendete. Unterstützung fand diese Sicht im Afrozentrismus, einer teils wissenschaftlichen, teils populärkulturellen Strömung. Ihr Anliegen ist es, Geschichte und Kultur aus einer afrikanischen Perspektive zu betrachten statt aus einer europäischen oder kolonialen. Zu den wichtigsten Denkern des Afrozentrismus gehört Cheikh Anta Diop (1923–1986), ein senegalesischer Historiker und Anthropologe. Er argumentierte, dass die griechisch-westliche Kultur aus den Leistungen der «antiken pharaonischen Zivilisation Ägyptens» hervorgegangen sei – und dass diese Zivilisation

«zu den Errungenschaften der Schwarzen gezählt werden» müsse.

Aber die Bezugnahme auf das alte Ägypten reichte noch weiter – über Europa, Afrika und die afrikanische Diaspora hinaus. Die europäische Erzählung vom ägyptischen Ursprung der Moderne hatte im imperialen Zeitalter eine derart grosse Ausstrahlung, dass es seit dem späten 19. Jahrhundert in vielen Ländern üblich wurde, nach Verbindungen zum antiken Ägypten zu fahnden.

China ist dafür ein gutes Beispiel. Dort waren Intellektuelle von der Ähnlichkeit der Hieroglyphen mit den ersten Formen der chinesischen Schrift fasziniert und spekulierten, diese könnten auf direkte Kontakte zwischen beiden Kulturen zurückgehen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts florierten dann Theorien, die sogar die chinesische Zivilisation als Import aus Ägypten verstanden. Das klingt nach Pseudowissenschaft, wurde damals aber von einigen der bedeutendsten Gelehrten vertreten. Der Hintergrund: Bis dato hatte die Archäologie in China keine steinzeitlichen Funde gemacht, und man konnte sich das plötzliche (wie man damals noch glaubte) Auftreten einer Hochkultur einzig als Ergebnis eines Migrationsvorgangs erklären.

Ein weiterer Fall ist Brasilien. Das Land hatte sich erst 1822 unabhängig erklärt (von Portugal), und eine Verbindung zum alten Ägypten war selbst beim besten Willen schwer herzustellen. Oder doch? Der neue Kaiser Pedro I. liess gleich als Erstes ägyptische Altertümer ankaufen, viele von ihnen übrigens bei Giovanni Belzoni, als Grundstock für das Nationalmuseum. Sein Sohn Pedro II. wurde zu einem Hobby-Ägyptologen und reiste zweimal selbst ins Land der Sphinx. Für die junge Nation war der Ägypten-Bezug ein Mittel, ihre Legitimität zu untermauern und sich unter die «zivilisierten» Nationen einzureihen. Für das Kaiserhaus war das Reich der Pharaonen überdies ein politisches Ideal: eine theokratische Ordnung, in der der Herrscher nahezu unbegrenzte Macht mit göttlicher Autorität verband.

Die Ägypten-Obsession ist in Brasilien bis auf den heutigen Tag fassbar. Obelisken vor öffentlichen Gebäuden, pyramidenförmige Grabmäler auf Friedhöfen, hieroglyphenartige Dekorationen –

auch die brasilianische Geschichte, so scheint es fast, begann in Ägypten. Der Eindruck wird im Schulunterricht noch verstärkt: Bis heute verwenden Lehrbücher mehr Platz auf die Darstellung des Pharaonenreichs als auf die Geschichte Brasiliens vor der Ankunft der Europäer.

Ägypten ist heute überall, und zwar buchstäblich. Experten schätzen, dass über zwei Millionen Artefakte aus dem antiken Ägypten in den Museen und öffentlichen Sammlungen von mindestens 69 Ländern zu Hause sind. Allein in Grossbritannien gibt es 112 ägyptische Sammlungen; die grösste ist jene im British Museum, mit über hunderttausend Objekten. Aber auch in Ägypten existieren bedeutende Sammlungen – allein die drei grössten Museen in Kairo zählen zusammen mehr als eine Viertelmillion Objekte.

Angesichts dieser Zahlen ist denn auch die Debatte über Restitution anders verlaufen als in anderen afrikanischen Ländern, die fast ihre gesamten Kunstschatze an westliche Museen verloren haben. Die offiziellen und halboffiziellen Forderungen nach Restitution haben sich vor allem auf besonders symbolträchtige Gegenstände konzentriert, darunter die grossen drei: die Büste der Nofretete (im Neuen Museum in Berlin), den Stein von Rosette (im British Museum) und die Tierkreise von Dendera, ein Relief mit den klassischen zwölf Tierkreiszeichen, das antikes astronomisches Wissen verkörpert und sich heute im Louvre in Paris befindet. Im Fall der Nofretete trafen die ersten Rückgabeforderungen bereits 1924 ein, in jenem Jahr, in dem die Büste in Berlin das erste Mal ausgestellt wurde.

Die gegenwärtige Diskussion bleibt jedoch bei der Frage nach Eigentum und Rückgabe, so emotional aufgeladen sie auch ist, nicht stehen. Kunstgegenstände existieren nicht im luftleeren Raum, auch die Debatte über Sarkophage, Mumien und Statuen spiegelt die Machtverhältnisse der Zeit. So wächst in der ägyptischen Zivilgesellschaft der Unmut darüber, dass antike Objekte in westlichen Museen willkommen sind, während viele Menschen aus Ägypten grösste Schwierigkeiten haben, ein Visum für ebendiese Länder zu erhalten.

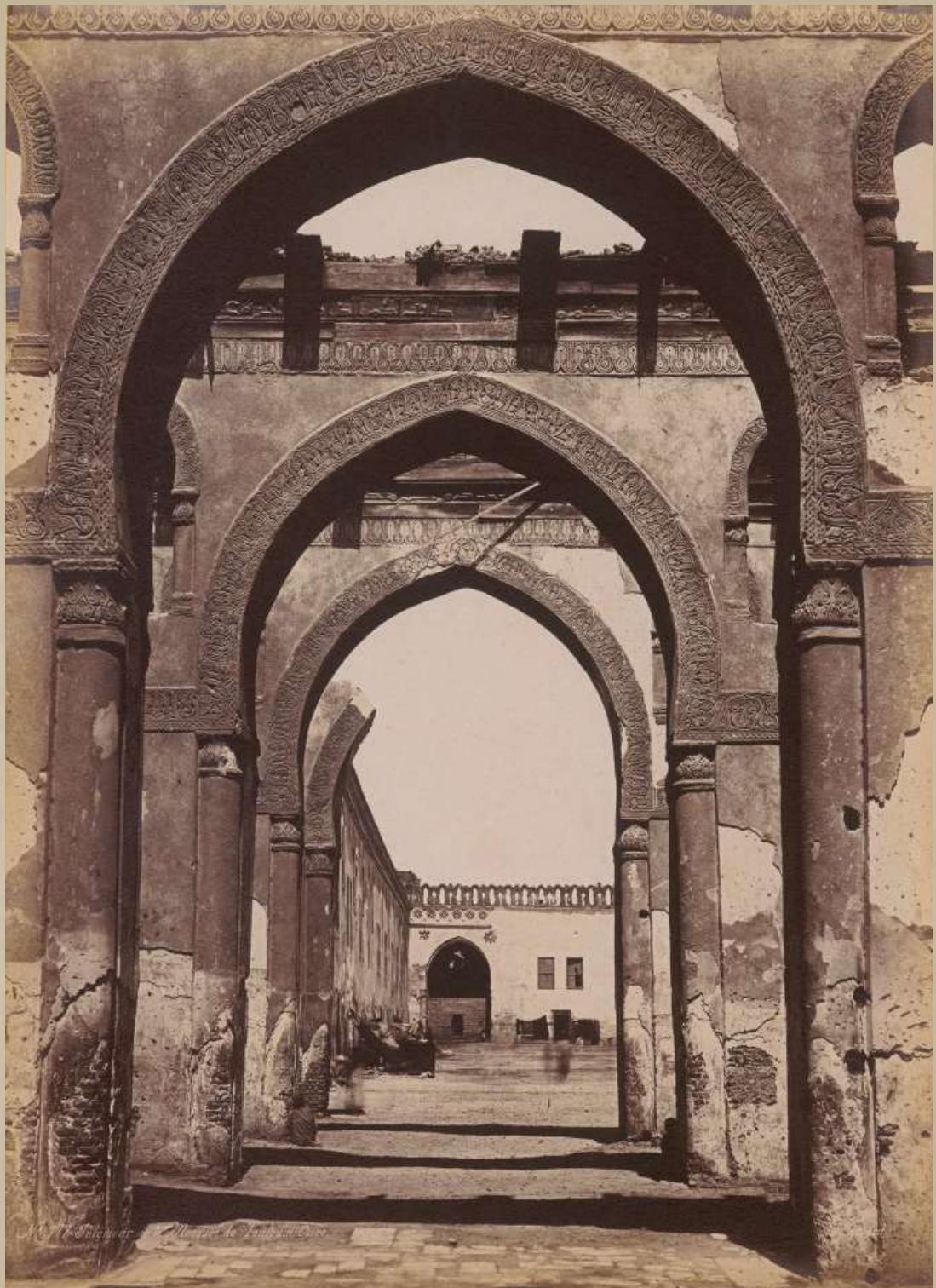
Auch die Regierung setzt die antike Kultur für ihre Zwecke ein. Unter Präsident Abdelfatah al-Sisi

wird das Erbe des alten Ägypten gezielt politisch mobilisiert. Neben dem eingangs erwähnten Grossen Ägyptischen Museum war es vor allem die «Goldene Parade der Pharaonen» im April 2021, die Aufmerksamkeit erregte: 22 Königsmumien wurden in ein neues Museum übergeführt. Vergoldete Transportfahrzeuge im Stil antiker Streitwagen, kostümierte Darsteller, Live-Orchester sowie eine Fernseh- und Social-Media-Übertragung in über sechzig Länder verwandelten die Umsiedlung der Mumien in ein globales PR-Spektakel. Die Botschaft? Präsident al-Sisi präsentierte sich und sein autokratisches Regime als legitime Erben der Pharaonen.

Die jahrhundertelange Aufladung der ägyptischen Antike findet also kein Ende. Und sie mündet gegenwärtig in heftige Auseinandersetzungen über die Deutung der antiken Kultur, die mitunter erbitterter geführt werden als die Debatten über Eigentum und Restitution. Diese Deutungskämpfe entzünden sich an der Frage, ob das alte Ägypten ein Teil Afrikas war und somit «schwarz».

Die europäische Ägypten-Begeisterung hat die antike Hochkultur nicht nur zur Vorgeschichte Europas gemacht, sondern auch als «weiss» behandelt. Das war auch in der Wissenschaft eine verbreitete Ansicht. Der amerikanische Ägyptologe James Breasted erklärte die alten Ägypter 1926 zu «Mitgliedern der weissen Rasse», nicht zu verwechseln mit der «wimmelnden schwarzen Welt Afrikas». Diese Sicht grub sich tief ins westliche Bild Ägyptens – verkörpert im berühmten *Cleopatra*-Film von 1963, in dem Elizabeth Taylor die ägyptische Herrscherin spielte.

Schon früh regte sich Widerstand gegen diese Vereinnahmung. Vor allem afroamerikanische Stimmen haben die Zugehörigkeit Ägyptens zu Afrika betont. Malcolm X beispielsweise, der berühmteste Vertreter des Black Nationalism, formulierte diesen Anspruch 1965 in einer Rede in aller Deutlichkeit: «Die schwarze Zivilisation, die den weissen Mann am meisten erschütterte, war die ägyptische Zivilisation, und es war eine schwarze Zivilisation. Aber der verschlagene weisse Mann war in der Lage, die ägyptische Zivilisation zu übernehmen – so geschickt, dass er sogar andere weisse Menschen davon überzeugt hat,



Blick ins Innere der Ibn-Tulun-Moschee in Kairo, eine der ältesten der Stadt. Émile Béchard präsentierte Kairo in grossformatigen Aufnahmen, seine Bilder bestechen durch Detailtreue und Tiefenschärfe.



Die Fotos, die den Touristen angeboten wurden, zeigten nicht nur Land und Leute. Manche gaben auch vor, mitten ins Leben der Menschen zu führen – so das Bild *Innenbereich eines arabischen Hauses* von Pascal Sébah.

dass die alten Ägypter selbst weiß waren. Sie waren aber Afrikaner, sie waren genauso afrikanisch wie du und ich.»

Inzwischen ist insbesondere unter afroamerikanischen Kulturschaffenden der Bezug auf ein schwarzes Ägypten sehr populär geworden. Popstars wie Michael Jackson und Beyoncé oder bildende Künstler wie Fred Wilson oder Awol Erizku beziehen sich auf das ägyptische Erbe. In dem ungeheuer erfolgreichen Science-Fiction-Film *Black Panther* (2018) tritt die ägyptische Göttin Bast als Beschützerin des fiktiven afrikanischen Königreichs Wakanda auf. Und 2023 wurde Kleopatra in einer Netflix-Serie von einer schwarzen Schauspielerin gespielt. Das schwarze Ägypten ist in der Populäركultur angekommen.

Gewiss: Schwarz, weiß, afrikanisch – all das sind Kategorien, die dem antiken Ägypten über-

gestülpt werden. In der Antike gab es sie nicht, in Ägypten lebte eine Bevölkerung mit unterschiedlichen ethnischen Wurzeln und Hautfarben. Die heutigen Begriffe sind darum anachronistisch und sagen mehr über die Gegenwart aus als über die Realität der Antike, in der Hautfarbe keine zentrale Bedeutung hatte und nicht mit individuellen oder kollektiven Identitäten verknüpft wurde, wie es heute der Fall ist.

Gleichwohl haben diese Aneignungen in Ägypten heftige Reaktionen ausgelöst. Kritiker sehen darin eine Vereinnahmung der ägyptischen Geschichte. Sie beharren auf einer Unterscheidung zwischen Ägypten und Afrika – eine Unterscheidung, die sich auch in innenpolitischen Konflikten und der Diskriminierung der schwarzen nubischen Bevölkerung im Süden des Landes wiederfindet. Zahi Hawass beispielsweise, der langjäh-

lige Direktor der ägyptischen Altertumsbehörde, insistierte darauf, dass «der Ursprung der alten Ägypter rein ägyptisch war». Die altägyptische Zivilisation habe ihren Ort «nicht in Afrika, sondern nur hier» gehabt, in Ägypten.

Die immer heftiger werdenden Auseinandersetzungen darüber, ob die pharaonische Zivilisation schwarz, weiss oder einfach «ägyptisch» gewesen sei, kulminierte im Sommer 2023 in der Kontroverse über *Kemet*, eine Ausstellung im niederländischen Leiden. Die von einem Kurator mit ägyptischen Wurzeln organisierte Show im nationalen Altertumsmuseum thematisierte, wie schwarze Musiker der afrikanischen Diaspora in ihrem Schaffen Ägypten und Nubien rezipierten. *Kemet* sollte eurozentrische Perspektiven infrage stellen und sichtbar machen, wie das alte Ägypten Ermächtigung, Widerstand und Aktivismus inspiriert.

In Ägypten rief diese Interpretation jedoch heftige Kritik hervor. Beispielsweise stiess man sich am Cover eines Albums, das in der Ausstellung gezeigt wurde: Darauf verschmolz die Totenmaske des Tutanchamun mit den Zügen des afroamerikanischen Rappers Nas. Die Empörung war gross, auch wenn das Album schon ein Vierteljahrhundert alt war. Generell sorgte die Darstellung der antiken Ägypter als schwarz und als Teil Afrikas für Entrüstung. Die ägyptische Boulevardzeitung *El Fagr* nannte die Ausstellung eine «Provokation»; sie beruhe auf «afrozentrischen Ideen, die dem ägyptischen Volk die antique ägyptische Zivilisation rauben wollen». Auch die Altertumsbehörde warf dem Museum «Geschichtsfälschung» vor, denn die ägyptische Zivilisation habe weder mit Afrika noch mit der afroamerikanischen Kultur etwas zu tun.

Die Konsequenzen waren drastisch: Die Behörde entzog dem niederländischen Museum die Lizenz für Ausgrabungen im ägyptischen Sakarra, wo es seit 1975 aktiv war. Das Gleiche widerfuhr dem Metropolitan Museum of Art in New York: Es verlor seine Grabungslizenzen, weil es Ägypten als Kultur innerhalb Afrikas darstellt.

Wem gehört das antique Ägypten? Die Debatte rund um die Ausstellung in Leiden zeigt, wie aufgeladen diese Frage mittlerweile ist. Die erste

Zivilisation auf dem afrikanischen Kontinent, die Wiege der modernen Kultur – immer mehr Gruppen beziehen sich auf diese Vorstellung, um eigene Anliegen zu rechtfertigen. Lange Zeit hatten die europäische Wissenschaft und die westlichen Museen den Schlüssel für die Auslegung der ägyptischen Geschichte beansprucht. Dieses Monopol ist Geschichte. Das Reich der Pharaonen ist zu einer universell einsetzbaren, einer globalen Projektionsfläche geworden; Fragen nach Kolonialismus und Rassismus, nach kulturellem Eigentum, Ungleichheit und Zugehörigkeit verschränken sich dabei mit aktuellen Identitätspolitiken. Das antique Ägypten ist ein Ort, an dem zentrale Themen der Gegenwart verhandelt werden. | GI



Weiterführende Literatur

- Jan Assmann: *Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur.* München 1998.
- Elliott Colla: *Conflicted Antiquities. Egyptology, Egyptomania, Egyptian Modernity.* Durham 2008.
- Sebastian Conrad: *Die Königin. Nofretetes globale Karriere.* Berlin 2024.
- Florian Ebeling: *Post-koloniale Altertumswissenschaft und Theorie als Alibi, in: Merkur 78 (2024), Nr. 898, S. 20–33.*
- Johanna Pink: *Geschichte Ägyptens.* München 2014.
- Hermann A. Schlögl und Matthias Winzen (Hg.): *Die Pyramide von innen. Die Entdeckung des Alten Ägypten im 19. Jahrhundert.* Köln 2009.
- Charlotte Trümpler (Hg.): *Das grosse Spiel. Archäologie und Politik zur Zeit des Kolonialismus.* Köln 2008.

Buchstaben, nicht Bilder!

Ein Crashkurs im Hieroglyphenlesen



Auf diesem Bild aus dem Hathor-Tempel von Deir al-Medina, nordöstlich von Luxor, ist ein König zu sehen, der den Göttinnen Hathor und Maat ein Opfer darbringt. Sein Name steht in Hieroglyphen auf der Tempelwand (herausgezoomte Stelle) – und in lateinischen Buchstaben auf Seite 41 unten.

cmd. Vögel, Augen, Schlangen – was wollten die Ägypter mit ihren Bildern sagen? Seit gut zweihundert Jahren lassen sich die Rätsel lösen: Die meisten Symbole stehen für bestimmte Laute. Als die Hieroglyphen um etwa 3500 vor Christus in Gebrauch kamen, dürften sie zunächst zwar als Bildzeichen funktioniert haben: Eine geritzte Sonne bedeutete «Sonne». Bald aber entstand daraus ein weit komplexeres System, in dem Einzellaute sich zu Wörtern und diese sich zu Sätzen fügen.

Das Prinzip ist ähnlich wie dasjenige, das wir von unseren Buchstaben kennen. Nur dass die Hieroglyphenschrift weit mehr als 26 Zeichen hat – ihre Basis umfasst rund 700 Stück. Diese Menge kommt zustande, weil es im Ägyptischen vier unterschiedliche Zeichengruppen gibt. Am nächsten bei unseren Buchstaben sind die Einkonsonantenzeichen: Sie stehen je für einen Laut (siehe Tabelle nebenan). Eine zweite, sehr grosse

Gruppe setzt sich aus Mehrkonsonantenzeichen zusammen. Hier steht ein Symbol für eine Folge aus zwei, drei oder vier Konsonanten; ein liegender Hase etwa ist als «wn» zu lesen. Dazu kommen drittens die «Deutzeichen». Sie helfen, mehrdeutige Wörter richtig zu lesen; ein Baum hinter dem Wort «Blatt» zeigt an, dass die Pflanze und nicht der Schriftträger gemeint ist. Einige wenige Symbole schliesslich sind Bildzeichen geblieben – ein Kreis mit Strahlen bedeutet «Sonne».

Um die Konsonantenschrift auszusprechen, setzen die Ägyptologen jeweils ein e zwischen die Laute. Und sie brauchen wendige Köpfe, um die Hieroglyphen zu lesen: Die Schrift kann von links nach rechts, von rechts nach links oder auch von oben nach unten verlaufen. |G|

Bei der Konzeption dieser Seite hat uns Fabienne Haas Dantes unterstützt. Die Ägyptologin lehrt an der Universität Zürich und gibt Hieroglyphenkurse an der Zürcher Volkshochschule.

Hieroglyphe	Laut	Sujet	Hieroglyphe	Laut	Sujet
	A (kurz)	Arm		J	Schilfblatt
	A (lang)	Schmutzgeier		K	Korb
	B	Bein		Q	Böschung
oder	S	Türriegel / Stoff		L	Lowe
	Sch	Teich	oder	M	Eule / Landstück
	D	Hand		N	Wasser
	Dsch	Kobra		O	Schlinge
	F	Viper		U	Wachtelküken
	G	Krugständer		P	Hocker
	H	Hausgrundriss		R	Mund
	Ch (gehaucht)	Strick		T	Brotlaib
	Ch (wie in «Sache»)	unbekannt		Tsch	Schnur
	Ch (wie in «sich»)	Tierleib		Y	2 Schilfblätter

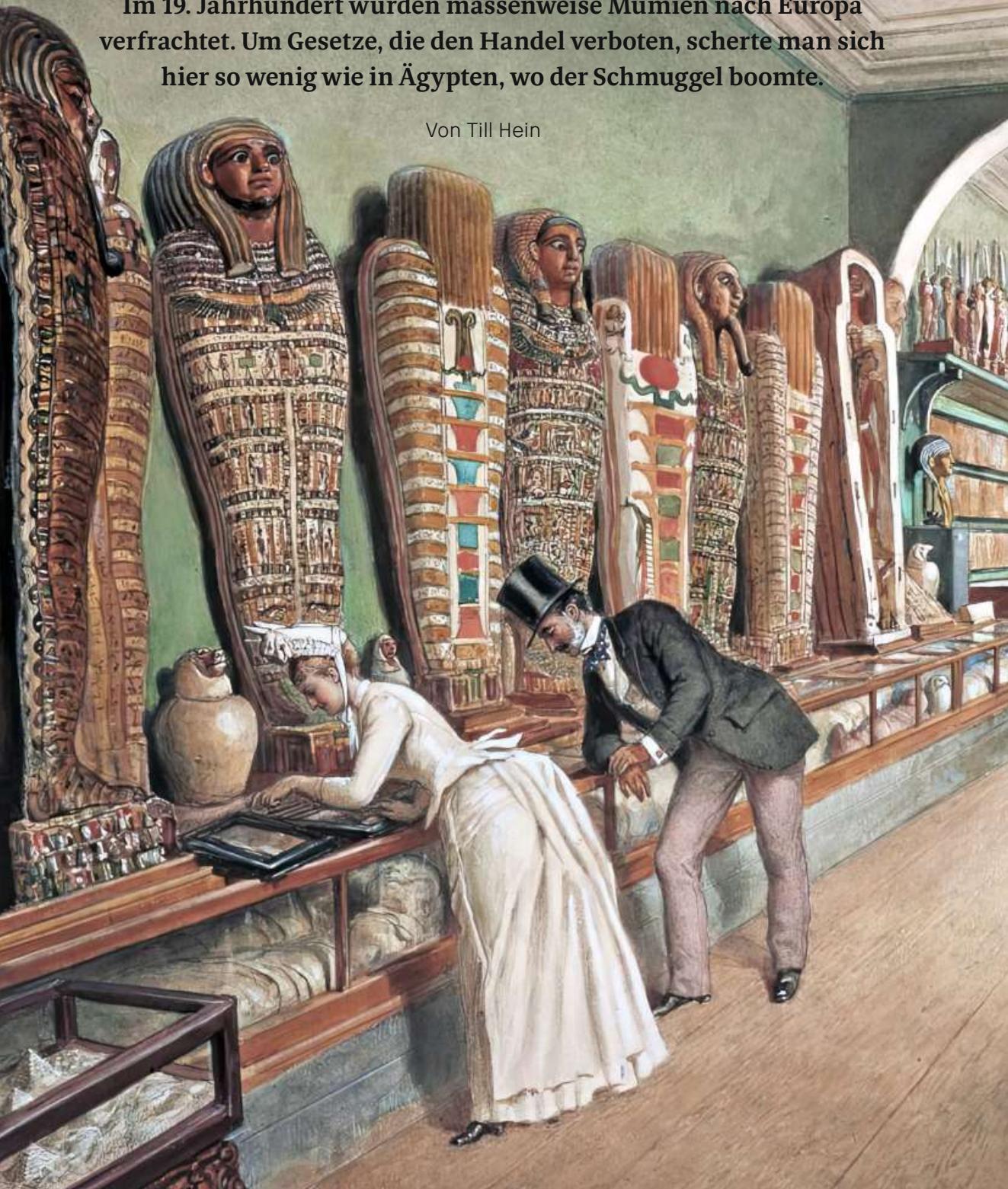
Es ist König Ptolemaios IV. (245–204 vor Christus), der im Hathor-Tempel vor die zwei Göttinnen tritt: Aus den Hieroglyphen ergibt sich der Name PTOLMYS. In der unteren Hälfte der Kartusche mit dem Königsnamen steht «Er lebe ewig, geliebt von Ptah», was sich allerdings nur fortgeschrittenen Hieroglyphenlesern erschliesst.

Feiern mit Leichen

Auf Dinnerpartys waren sie der letzte Schrei, als Souvenir ein Muss:

Im 19. Jahrhundert wurden massenweise Mumien nach Europa verfrachtet. Um Gesetze, die den Handel verboten, scherte man sich hier so wenig wie in Ägypten, wo der Schmuggel boomte.

Von Till Hein





Europa inspiziert die Schätze Ägyptens: Sarkophage und Mumien faszinieren im 19. Jahrhundert jedermann – und auch viele Frauen. Carl Goebels Bild *Der Korridor und das letzte Kabinett der ägyptischen Sammlung* von 1889 zeigt einen Saal im Unteren Belvedere in Wien.

Am 15. Januar 1834 lädt das englische Royal College of Surgeons, die Berufsvereinigung der Chirurgen, in London zu einem besonderen Anlass: Der renommierte Chirurg und Antiquitätenfachmann Thomas Pettigrew wird einen Vortrag über das alte Ägypten halten – und vor den Augen des Publikums eine echte Mumie auswickeln. Im Namen der Wissenschaft, versteht sich.

Solche Präsentationen kommen bald weiterherum in Mode: in Frankreich, in Deutschland und besonders im viktorianischen Grossbritannien. Herrschaften, die es als unanständig empfinden, wenn Frauen in der Öffentlichkeit ihre Handschuhe ausziehen (*NZZ Geschichte* Nr. 49, Dezember 2023), verfolgen begeistert, wie die Hüllen fallen und sich der nackte Leib einer jahrtausendealten Leiche ihren Blicken darbietet. Thomas «Mummy» (Mumie) Pettigrew wird als Auswickler zum Star. Anfangs führt er seine Shows in den Hörsälen von Universitäten auf, dann auch auf Dinnerpartys. Die Mischung aus morbider Erotik, Wissensvermittlung, Ägyptenromantik und Gruselvergnügen fasziniert Adlige und wohlhabende Bürgerinnen und Bürger gleichermaßen.

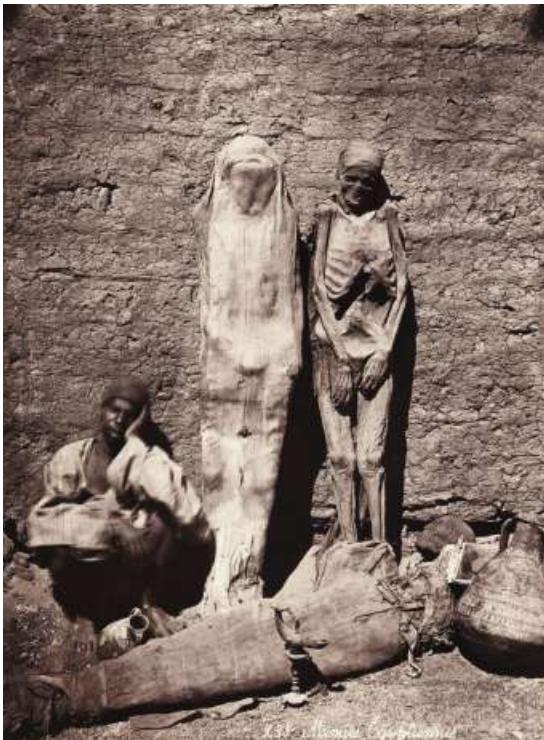
Es ist die Zeit der grossen Ägyptenbegeisterung in Europa (Beitrag auf Seite 20). Und diese Ägyptomanie ist auch eine Mumienmanie. Denn konservierte Leichen werden im 19. Jahrhundert nicht nur lustvoll enthüllt: Ihr Besitz ist ein Statussymbol. «Es wäre wenig respektabel, sich bei seiner Rückkehr aus Ägypten ohne eine Mumie in der einen und ein Krokodil in der anderen Hand zu präsentieren», schreibt 1833 der österreichische Adlige Ferdinand von Geramb in einem Brief. Künstler malen mit Farbe aus Mumienpigmenten. Ausserdem sind die Toten buchstäblich in aller Munde: Kranke und Verletzte nehmen zu Pulver gemahlene Mumien als Heilmittel ein; gesundheitsbewusste Eltern streuen ihren Sprösslingen dieses «Mumia» zur Stärkung in den Brei.

Erste einbalsamierte Leichen wurden schon im Mittelalter nach Europa gebracht, vor allem zur Herstellung von Mumia. Dass man dem Pulver gesundheitsfördernde Wirkung zusprach, hatte wohl mehrere Gründe. Seit dem Altertum glaubten Gelehrte an die Heilkräfte von Erdpech (Bitumen);

für die Konservierung der Toten wurde im alten Ägypten neben Harz und Ölen auch diese teerartige Masse verwendet. Zudem verleitete der gute Erhaltungszustand der Mumien zur Annahme, dass den konservierten Körpern geheimnisvolle Kräfte innewohnen. Daher zerbröselte man nicht nur Bitumenklumpen und weitere Überreste des Einbalsamierens, sondern auch die Leichen selbst zu Mumia. Joachim Strupp, ein deutscher Mediziner, empfahl diese «nützliche Gabe Gottes» 1574 gegen mehr als zwanzig Leiden: darunter Hals- und Schmerzen, Schwindel, Herzweh, Zittern und Nierenprobleme. Andere Ärzte und Apotheker setzten bei Knochenbrüchen, Zahnschmerzen oder als Aphrodisiakum auf das Leichenpulver.

Im 19. Jahrhundert, nach Napoleons Ägyptenfeldzug, besuchen immer mehr Europäer das glorifizierte Land persönlich. Wer es sich leisten kann, reist jetzt zu den Pyramiden – und will dort selbstverständlich auch Mumien sehen. Das Interesse an solchen menschlichen Überresten wird so gross, dass geschäftstüchtige Einheimische Mumien von abgelegenen Orten zu den dekorativsten Grabanlagen transportieren lassen, um die Gäste zufriedenzustellen. Händler bieten mumifizierte Körperteile und ganze Leichen sogar an Obst- und Gemüseständen feil, als Souvenir oder Mitbringsel für reiche Damen und Herren aus Europa, die sonst bereits alles haben.

Der Vorrat an Mumien scheint gross genug. Denn im alten Ägypten war diese Art der Konservierung weit verbreitet; nicht nur Angehörige der Oberschicht, sondern auch einfache Ägypter wurden mumifiziert. Nur wenn ein Körper nicht verwesе, glaubte man, sei er für das Jenseits gerüstet. Balsamierer öffneten die Bauchdecke und entfernten die inneren Organe. Das Gehirn Präparierten sie durch die Nase heraus. Die leeren, ausgetrocknete Körperhülle füllten sie oft mit Sägemehl oder Sand, um ihr mehr Stabilität zu geben, und rieben sie dann mit Bitumen, Harz und Ölen ein. Die Haut sollte wie das blühende Leben aussehen. Die Balsamierer bemühten sich, sogar die Gesichtszüge zu erhalten. Man ging davon aus, dass die Seele der Verstorbenen zum Grab zurückkehre und ewiges Leben nur möglich sei, wenn sie den Leib wiedererkenne.



Drei Mumien zu verkaufen: ein Händler, vermutlich in Kairo, aufgenommen um 1870 von Félix Bonfils. Der Franzose führte in Nahost einen Verlag für Fotos.

Solche religiösen Vorstellungen kümmern die Europäer im 19. Jahrhundert nicht. Sie importieren Mumien in rauen Mengen und lassen sich auch nicht stoppen, als die Regierung einschreitet: 1835 erlässt der ägyptische Gouverneur Muhammad Ali Pascha eine Verordnung, die «die Ausfuhr von Altertümern jeglicher Art» verbietet, sofern keine amtliche Genehmigung vorliegt. Man habe bemerkt, heisst es im Vorwort des Gesetzes, dass das leidenschaftliche Interesse, mit dem viele europäische Reisende den altägyptischen Antiquitäten begegneten, «eine wahre Verwüstung» zur Folge habe. Aber die Plünderung geht auch nach 1835 weiter, die Verordnung zeigt wenig Wirkung – von nun an blüht der Schmuggel. Manche Reisende lassen einbalsamierte Tote zersägen und stopfen Hände oder Füsse heimlich in ihre Koffer. Einheimische lockt das schnelle Geld, das ihnen auf dem boomenden Schwarzmarkt für Mumien winkt.

Traditionell dauerte das Mumifizieren im alten Ägypten siebzig Tage. Zum Einwickeln des Leichnams wurden oft mehr als hundert Meter Leinen genutzt. Wieder und wieder bestrich man die Bandagen mit Bitumen und flüssigem Harz. Dadurch verklebten sie und wurden beim Trocknen steif. Im 19. Jahrhundert legen Kenner Wert auf das Gütesiegel «Mumia vera aegyptiaca» – echte ägyptische Mumie. Doch obwohl Fachleute schätzen, dass im alten Ägypten über die Jahrtausende hinweg über siebzig Millionen Leichen mumifiziert wurden, lässt sich die gewaltige Nachfrage aus Europa ab 1850 kaum mehr decken. Gauner machen mit dem Mangel ein Geschäft: Sie basteln aus den Leichen kürzlich Verstorbener im Schnellverfahren Mumien und verhökern sie als alte Originale. Bei vermeintlich echten altägyptischen Mumienteilen kann es sich mitunter sogar um mit Leichttüchern drapiertes Kamelfleisch handeln.

Das Leichenpulver Mumia ist als Arznei und Stärkungsmittel dennoch weiterhin ein Renner. Mumien sorgen auf Enthüllungspartys für Unterhaltung. Und auch eine beliebte Künstlerfarbe wird seit dem 18. Jahrhundert aus Mumia hergestellt: ein Braunton, der sich besonders für Lasuren und sanfte Schattierungen eignet. Eugène Delacroix aus Paris, der 1830 das berühmte Revolutionsgemälde *Die Freiheit führt das Volk* geschaffen hat, liebt «Mumienbraun», ebenso der englische Landschaftsmaler William Turner.

Im 19. Jahrhundert wird der Farbton auch unter den Präraffaeliten populär, einer avantgaristischen britischen Malergruppe. Nicht allen aus dem Künstlerkreis scheint allerdings bewusst zu sein, dass die Farbe auf Leichenpulver basiert. Als ein Kollege den Maler Edward Burne-Jones darüber aufklärt, kann er es kaum fassen. Er läuft in sein Atelier, nimmt die angebrochene Tube und bestattet sie feierlich in seinem Garten. Bei Roberson & Co. aus London jedoch, einem der grössten Anbieter für Farben und Pigmente, zu dessen Stammkunden angesehene Künstler, aber auch Amateurmaler wie der spätere Premierminister Winston Churchill gehören, wird man «Mummy brown» noch bis ins Jahr 1933 bestellen können.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts träumen vor allem in Grossbritannien viele, die etwas auf sich halten, davon, eine Mumie aus dem alten Ägypten zu besitzen – oder zumindest eine Einladung zu einer Auswicklungs-party zu erhalten. Insbesondere wenn Thomas «Mummy» Pettigrew durch den Abend führt, der grosse Zampano, der mit vielen Gelehrten sowie dem Schriftsteller Charles Dickens befreundet ist.

Nicht immer läuft bei den Shows alles nach Plan. Manchmal lassen sich die Leinentücher kaum vom Körper lösen, und einmal erweist sich eine vermeintliche altägyptische Prinzessin beim Auswickeln als Mann. Dem Ansehen Pettigrews aber können solche Makel nichts anhaben. Er wird in die Gelehrtenvereinigung Royal Society aufgenommen. Und ein schottischer Herzog bewundert

Mark Twain berichtet in seinem Reisetagebuch von Mumien, die in Ägypten als Treibstoff für Dampfloks verfeuert worden seien.

seine Darbietungen so sehr, dass er darum bittet, Pettigrew möge ihn postum mumifizieren. 1852, nach dem Tod des Edelmanns, schreitet der Chirurg zur Tat. Der von ihm fachmännisch einbalsamierte Herzog wird im heimischen Hamilton im Sarkophag einer Königstochter aus dem alten Ägypten bestattet.

In den langen Leinentüchern echter altägyptischer Mumien sind oft Schmuckstücke, Kunstgegenstände oder wertvolle Dokumente verborgen. Solche Beigaben sollten den Verstorbenen das Dasein im Reich der Toten erleichtern. Bei den Gästen auf europäischen Mumienpartys wecken sie vor allem Habgier. «Der braune, wohlgerahmene Körper einer Jungfrau, die in der Blüte ihres Daseins das Zeitliche verlassen hatte, enthüllte sich vor den Blicken der Anwesenden», berichtet der deutsche Schriftsteller Theodor Fontane 1883

von einer Leichenauswicklung im Schloss Dreilinden in Brandenburg. Aber: «Kein Amulett, kein Schmuckgegenstand, keine Papyrusrolle fand sich an dem Leibe der heiligen Tempelmagd vor. Die Enttäuschung war eine allgemeine.»

Doch nicht nur der Kitzel des Morbiden und die Lust am Besitzen führen dazu, dass das Interesse an den Mumien das ganze 19. Jahrhundert über anhält. Auch kommerzielle Gründe spielen manchmal eine Rolle. In Amerika etwa, wo ab 1850 vor allem wegen des hohen Bedarfs für die Zeitungsproduktion Papiermangel herrscht, denken manche darüber nach, Mumien als Rohstoff zu verwenden: Aus den Leinen der mumifizierten Ägypter, so die Rechnung eines Geologen, würde sich der amerikanische Papierbedarf etwa fünfzehn Jahre lang decken lassen. Ob in den USA tatsächlich je solches Mumienpapier hergestellt wurde, ist allerdings umstritten. Klar ist dagegen, dass in Grossbritannien Massen an Ttermumien industriell verarbeitet wurden. Insbesondere mumifizierte Katzen dienten als Düngemittel für die Landwirtschaft.

Zur historischen Wahrheit gehört allerdings auch, dass die Nachkommen der alten Ägypter ebenfalls nicht zimperlich waren, wenn es um die Totenruhe ihrer Ahnen ging. So werden im 19. Jahrhundert Mumien in Nordafrika oft als Alternative zu Feuerholz genutzt. Da sie in Harz getränkt waren, brennen sie hervorragend. Mark Twain berichtet 1869 in seinem Reisetagebuch *Unterwegs mit den Arglosen* von einbalsamierten Leichnamen, die in Ägypten als Treibstoff für Dampflokomotiven verfeuert würden.

Manchen Reisenden missfällt das offensive Geschäftsgebaren der Strassenhändler. «Ich war sehr verärgert über einen Araber, der die Hand einer Mumie zum Verkauf anbot», notiert eine Besucherin aus Amerika 1894. «Er folgte mir und hielt mir dieses schreckliche Objekt immer wieder vor das Gesicht und sagte, ich solle es günstig kaufen.» Für viele andere Gäste aus der Ferne aber wird der Erwerb geplündelter Antiquitäten oder Mumien noch im frühen 20. Jahrhundert ganz selbstverständlich zu einer Bildungsreise nach Ägypten gehören. Die australische Tageszeitung *Daily News* berichtet 1907, dass ein hochwertiger



Wissenschaft und Unterhaltung in einem: Der französische Arzt Daniel Marie Fouquet (Bildmitte) untersucht vor Publikum in Kairo die Mumie einer Priesterin. Gemälde von Paul Dominique Philippoteaux, 1891.

Pharao für 200 britische Pfund erhältlich sei (heute wären das ungefähr 30 000 Franken). Die Mumie eines Priesters werde für 12 bis 15 Pfund angeboten (etwa 2000 Franken), die eines einfachen Plebejers für nur gerade 1 Pfund und 10 Shilling (200 Franken). Und noch 1924 vertreibt die Pharmafirma Merck aus Darmstadt das Leichenpulver «Mumia vera aegyptiaca» zu einem Kilopreis von 12 Goldmark (600 Franken).

Zumindest die Mumienpartys kommen in der Zeit um 1900 aus der Mode. Mehr und mehr Leuten erscheint es nun offenbar geschmacklos, menschliche Überreste zu Unterhaltungszwecken zu benutzen. Später wird die Legende der rachsüchtigen Mumie in Horrorfilmen beschworen – gut möglich, dass dieser Mythos seine Wurzeln in Schuldgefühlen angesichts der Mumienmanie hat, die im frühen 20. Jahrhundert Ägyptenfans

befallen. Das ändert freilich nichts daran, dass es rund hundert Jahre darauf zu einer neuen Hochphase der Plünderungen und des Ausverkaufs kommt: Nach dem Arabischen Frühling (2011) nutzen Kriminelle die politische Instabilität für Geschäfte mit Altertümern. In ganz Ägypten rauben bewaffnete Banden Grabungsstätten und Museen aus. Zwar ist die unbewilligte Ausfuhr von Altertümern seit den ersten Bemühungen in den 1830er Jahren immer wieder verboten worden. Ein Gesetz von 1983 schrieb Freiheitsstrafen und Bussgelder von bis zu einer Million ägyptischen Pfund (16 000 Franken) fest. Trotzdem wird der Schwarzmarkt ab 2011 von historischen Stücken aus Ägypten überschwemmt. Dieses Geschäft geht auch weiter, als der neue Präsident Abdelfatah al-Sisi 2013 die Gesetze verschärft – auf Raub oder Schmuggel von Antiquitäten stehen nun 25 Jahre Gefängnis.

Kleinkram geht oft im Koffer mit, versehen mit der Rechnung eines Basarhändlers, der bestätigt, eine angebliche «Imitation» an einen angeblichen Touristen verkauft zu haben. Grössere Objekte werden in Noppenfolie gewickelt und per Container nach Genua, Marseille oder in ein EU-Zolllager verfrachtet. Sie liegen dann oft inmitten von ähnlich aussehendem Billigkram. Kein Zöllner kann auf Anhieb den Unterschied erkennen. Laut Fachleuten sind nicht zuletzt die Zollfreilager von Basel, Genf, Bern und anderen Schweizer Handelsplätzen Zentren des Schmuggels. Hier könnten illegale Waren ohne Einfuhr genehmigungen sicher gelagert werden: unversteuert und unter zollamtlicher Überwachung.

Handkehrum fordern kritische Stimmen Kuratoren und Privatpersonen in Europa auf, die altägyptischen Kunstgegenstände, Mumien und Sarkophage zurückzugeben, die vor langer Zeit eingeführt worden sind. Es sei nicht vertretbar, solche Kulturgüter und menschliche Überreste, die meist unter dubiosen Umständen erworben oder gestohlen worden seien, weiter auszustellen. Hierzulande kennt man die Debatte vor allem im Zusammenhang mit der Mumie der Schepenese, einer Priestertochter, die um 650 vor Christus in Luxor geboren wurde und deren einbalsamierter Leichnam seit über hundert Jahren in der Stiftsbibliothek St. Gallen in einem gläsernen Sarg besichtigt werden kann.

Der Theaterregisseur und Politaktivist Milo Rau löst die Kontroverse 2022 mit einem Brandbrief aus. Schepenese sei einst auf illegale Weise in die Schweiz gelangt, schreibt er, man habe ihre Totenruhe gestört, ihre «Zurschaustellung» sei respektlos. Die Mumie solle darum nach Ägypten zurückgebracht werden, in ihre «spirituelle Heimat». Rund hundert Personen unterschreiben dieses Manifest, unter ihnen Prominente wie Adolf Muschg, Sibylle Berg, Jean Ziegler sowie die französische Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy, eine renommierte Expertin in Sachen Kunstraub.

Die Forderung stösst aber auch in Fachkreisen auf Widerstand. Salima Ikram beispielsweise, Archäologin, Mumienexpertin und Professorin für Ägyptologie an der American University in Kairo, reagiert verwundert. Sie betont, dass der

ägyptische Staat die Mumie nicht zurückverlangt, Schepenese stehe auf keiner Forderungsliste. Und das aus gutem Grund: Sie sei zwar schön, aber wenig spektakulär. Es dürfte schwierig werden, im an Altertümern nach wie vor reichen Ägypten einen guten Platz für sie zu finden. Salima Ikram plädiert dafür, die Mumie in der Schweiz zu belassen – als Kulturbotschafterin, sozusagen. Den Entscheid fällt der Administrationsrat des Katholischen Konfessionsteils von St. Gallen, der Eigentümer der Mumie: Schepenese bleibt. Auch weil die einbalsamierte Priestertochter nach allem, was man heute weiß, schon im Jahr 1820 aus Ägypten ausgeführt worden ist – also vor dem ersten Exportverbot für ägyptische Altertümer, das 1835 erlassen wurde.

Doch die Frage nach dem Umgang mit Ausstellungsstücken aus dem alten Ägypten in hiesigen Sammlungen und Museen wird weiterhin zu reden geben. Fachleute fordern generell wesentlich mehr Transparenz hinsichtlich der Herkunft der Exponate. Zudem schlagen sie vor, Partnerschaften mit den Gemeinschaften oder Nationen anzustreben, aus denen die Kulturschätze – auch solche anderer früher Hochkulturen – stammen, und zusammen mit ihnen nach Lösungen zu suchen. Fest steht: Jedes Kunstwerk und jede Mumie aus dem alten Ägypten hat ihre eigene Geschichte. Und was heute am sinnvollsten mit ihnen geschehen soll, ist auch bei besten Absichten oft schwer zu entscheiden.

Etwas kauzig erscheint dagegen eine mit diesen Fragen verbundene Diskussion: Manche Kuratorinnen und Kuratoren, insbesondere in Großbritannien, finden inzwischen die Bezeichnung «Mumien» aus ethischer Sicht problematisch. Sie plädieren dafür, stattdessen den Begriff «mumifizierte Person» zu verwenden. So will man zum Ausdruck bringen, dass die haltbar gemachten Körper einst Menschen gehörten: Menschen mit Gefühlen, einer Persönlichkeit, einem Leben – und einer klaren Vorstellung davon, was mit ihnen nach dem Tod geschehen sollte.

Falls bekannt, so die Empfehlung, solle zwangsläufig der Name der mumifizierten Person genannt werden und alles, was man sonst noch über sie wisse. Doch das Erbe der Mumienmanie aus dem

19. Jahrhundert lässt da oft wenig Möglichkeiten. In vielen Fällen ist nicht einmal überliefert, wo eine Mumie begraben war, geschweige denn, aus welcher Familie die verstorbene Person kam oder welchen Beruf sie ausübte. Es sind Informationen, die man beispielsweise aus Inschriften in Grabkammern gewinnen könnte – wenn man sie denn noch zur Verfügung hätte. «Es ist fast unmöglich, Relevantes über eine tote Person zu sagen, von der man zum Beispiel nur den linken Fuss hat.» So sagt es Enrico Paust, Kurator für Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie an der Universität Jena.

Ob Mumien in Europa weiterhin Mumien genannt werden, wird sich noch herausstellen. Eine in den 1990er Jahren verbreitete Wortschöpfung aber wäre heute definitiv nicht mehr gesellschaftsfähig: Abendveranstaltungen mit Musik, auf denen sich reifere Herrschaften behäbig und hüftsteif dem Paartanz widmeten, nannten die Jüngeren damals «Mumienschieben». |G|



Till Hein, Jahrgang 1969, hat an der Universität Basel Geschichte, Deutsch und Russistik studiert. Er arbeitet als freier Wissenschaftsjournalist in Berlin. Neben Geschichte interessieren ihn Psychologie, Gehirnforschung, Ökologie, Fussball, Aikido und Tiere besonders. 2021 erschien Heins erzählendes Sachbuch *Crazy Horse* über die Biologie und die Kulturgeschichte der Seepferdchen im Mare-Verlag.



Weiterführende Literatur

William Carruthers (Hg.): *Histories of Egyptology. Interdisciplinary Measures*. London 2014.

Marie Habicht und Michael Habicht: *Ein Touristenführer zu Mumien in der Schweiz*. Norderstedt 2022.

Bigna Ludwig: *Mumien in Museen. Ethisch korrekter Umgang bei Konservierung/Restaurierung, Lagerung und Ausstellung*. Saarbrücken 2008.

Gabriel Moshenska: *Unrolling Egyptian Mummies in Nineteenth-Century Britain*, in: *The British Journal for the History of Science* 47 (2014), Nr. 3, S. 451–477.

ANZEIGE

Online- und Teilzeit-Ausbildungen

Die Vergangenheit kennen, die Gegenwart verstehen

Wir bieten Ihnen ein umfassendes und flexibles Angebot

- Bachelor in Geschichte der Neuzeit (DE) (FR)
- Master in Geschichte der Neuzeit mit Schwerpunkt digitale Geschichte (DE) (FR) (EN)
- Weiterbildungen



Informationsveranstaltung

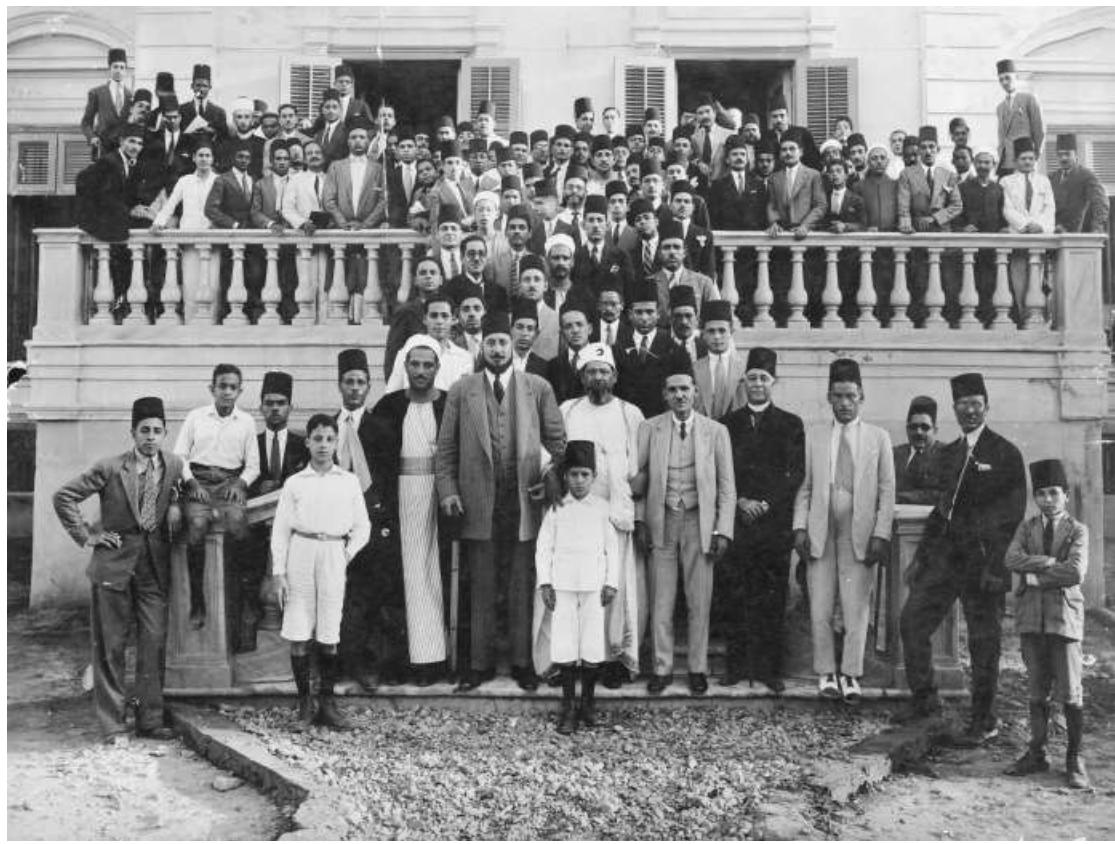
- 21. April | Bachelor in Geschichte
- 28. April | Master in Geschichte

Webinare der Fakultät Geschichte

Wir bieten pro Semester mehrere kostenlose, unverbindliche und für die breite Öffentlichkeit zugängliche Veranstaltungen an.

Entdecken Sie
unsere Webinarreihe





Von der Ersatzfamilie zur Terrororganisation

Was braucht es, um dem Kolonialherrn die Stirn zu bieten? Den «wahren» Islam, fanden die Muslimbrüder. Vor gut hundert Jahren begann ihr Gründer, eine krisengeplagte ägyptische Bevölkerung in ein Netz sozialer Hilfe einzubinden. Aus dem Schoss der Organisation wuchsen radikale Kräfte, die sie bald nicht mehr kontrollieren konnte.

Von Reinhard Schulze

Am 30. Juni 2012 erlebten die Muslimbrüder in Ägypten ihren grössten politischen Sieg: Die Bewegung stellte den Präsidenten des bevölkerungsreichsten arabischen Landes. In freien Wahlen, die auf die Revolten des Arabischen Frühlings folgten, hatte ihr Kandidat Muhammad Mursi die Mehrheit der Stimmen erhalten. 84 Jahre nach der Gründung der Bruderschaft markierte dies den Höhepunkt ihrer Macht.

Die Muslimbruderschaft war 1928 als religiöse Erweckungsbewegung entstanden, und sie befand sich schon bald in einem Spannungsverhältnis zur ägyptischen Monarchie, in welcher säkular ausgerichtete Kräfte dominierten. Die politische Bühne blieb den Muslimbrüdern lange verschlossen. Ab 1948 wurden sie wiederholt verboten, Konflikte mit der Staatsmacht zogen sich durch das ganze 20. Jahrhundert. Und auch der Triumph von 2012 war letztlich von kurzer Dauer: Schon 2013 putschte das Militär gegen Mursi und bekräftigte seine Rolle als eigentlicher Souverän Ägyptens.

Doch der Umstand, dass die Muslimbrüder in ihrer inzwischen fast hundertjährigen Geschichte nur gut ein Jahr lang an der Regierung waren, sagt wenig über ihre Bedeutung. Denn sie waren stets mehr als eine politische Gruppierung. Als eine der bekanntesten Organisationen des politischen Islam haben sie die jüngere Geschichte Ägyptens massgeblich geprägt. Entscheidend war, dass die Bruderschaft ein neues Islamverständnis ins Volk trug: Sie propagierte die Religion als Ordnung für Staat und Gesellschaft sowie als Feld moralischer Lebensführung. Damit schuf sie sich eine ideologische Heimat in breiteren Schichten der ägyptischen Gesellschaft – und ab der Jahrhundertmitte auch in anderen arabischen Staaten.

Um den Aufstieg der Muslimbrüder zu verstehen, muss man die sozialen, religiösen und politischen Verhältnisse in Ägypten beleuchten. Als der Schullehrer Hasan al-Banna 1928 die Organisation gründete, steckte das Land schon drei Jahre in einer schweren Agrarkrise, die sich im Rahmen der Weltwirtschaftskrise noch zuspitzen sollte. Der Preisverfall für landwirtschaftliche Güter, vor allem für Baumwolle, Weizen, Mais und Zucker, traf besonders kleine Landbesitzer, Pächter und Lohnarbeiter. Tausende erwerbslose Bau-

ern drängten in die Städte. Anfangs konnten sie sich durch den Verkauf von Hab und Gut über Wasser halten, doch Ende der 1920er Jahre waren sie auf die Hilfe von Nachbarschaften und Verwandtschaftsbünden angewiesen. Durch die Migration waren Familienstrukturen aufgelöst worden, eine Rückkehr in die Dörfer war unmöglich, der soziale Aufstieg versperrt.

Dieses Milieu von Zuwanderern war das Fundament der Muslimbrüder. Dank der Unterstützung zugewandter frommer Kaufleute, Händler und lokaler Unternehmer konnte die Bruderschaft in den Stadtquartieren, in denen der Grossteil der Zuwanderer lebte, ein Netz von Versorgungsinstitutionen aufbauen. Anfänglich waren das lokale Märkte und Produzenten, die ihr Angebot aus Solidarität auf jene begrenzten, die der Bruderschaft loyal zu sein schienen; dann wuchs diese Schattenwirtschaft, später kamen sogar grössere Unternehmer hinzu. Ärzte, Anwälte und Handwerker privilegierten nun eine mit den Brüdern sympathisierende Klientel. Nach zwanzig Jahren waren weite Teile der urbanen Dienstleistungen fest in den Händen von Menschen, die sich den Muslimbrüdern zugehörig sahen.

Ihre Solidaritätsnetzwerke durchwirkten die Muslimbrüder mit einer religiös geprägten Moralvorstellung. Sie griffen die Erfahrungen und Enttäuschungen der Menschen auf, gaben ihnen Halt und boten ihnen einen Raum moralischer Zugehörigkeit. In einer zwischen Tradition und Moderne, Herkunft und Zukunft zerrissenen Gesellschaft präsentierte sich die Bruderschaft als Garantin von Sinn und Gemeinschaft. Überspitzt gesagt, bot sie sich den Zuwanderern als moralisch gefestigte Ersatzfamilie an.

Die «moralische Erziehung», die die Muslimbrüder in ihren Netzwerken betrieben, war von islamischen Reformbewegungen der Jahrhundertwende inspiriert. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich in Ägypten – ähnlich wie in

Hasan al-Banna (erste Reihe, Mitte) sah sich als «religiösen Lehrmeister der Nation»: Er wollte das Volk moralisch erziehen und so Ägyptens Unabhängigkeit befördern. Das Bild zeigt ihn mit Anhängern in den 1940ern.

Europa – eine neue kritische Instanz herausgebildet, eine neue Art von Öffentlichkeit: In Salons, Klubs, Vereinen oder Medien formierten sich Privatleute zu einem Publikum, das die bestehenden Machtverhältnisse diskutierte.

Nach der britischen Besetzung 1882 vervielfachte sich in Ägypten die Zahl politischer Vereinigungen. Rasch gewann diese Öffentlichkeit an Bedeutung und begann, die Autorität der islamischen Gelehrteninstitutionen zu verdrängen. Jüngere Vertreter des religiösen Establishments reagierten, indem sie den Islam in diese Öffentlichkeit einbrachten. So wurde er um 1900 weniger als Religion der Gelehrten verstanden, sondern zunehmend als Sprache eines politischen Diskurses. Und weil im öffentlichen Leben ein nationalistischer Grundton überwog, verbanden islamische Akteure ihre Argumentationen mit nationalistischen Idealen.

Ende des 19. Jahrhunderts nahm die neue Rolle des islamischen «Intellektuellen» (arabisch «mufakkir») Konturen an. Diese Denker unterschieden sich von den «Ulama», den Gelehrten, die als Bewahrer religiösen Wissens galten: Die neuen Intellektuellen verstanden sich als freie Denker. Ihr Ziel war es, den angeblich ursprünglichen Kern des Islam und seine eigentlichen Anliegen offenzulegen, indem sie die traditionelle Überlieferung kritisierten.

Aus dieser Bemühung entwickelte sich der Diskurs der «Salafiya» (nach «al-salaf al-salih»: «die frommen Altvorderen»); eine Strömung, die in den 1930er Jahren prägend wurde – auch für die Muslimbrüder. So pflegte ihr Gründer Hasan al-Banna das Denken der neuen Intellektuellen. Für al-Banna war die moralische Erziehung das zentrale Anliegen der Religion. Und die Grundlage für die moralische Ordnung bildeten der Koran, die Überlieferung des Propheten Muhammad und dessen Leben. Damit die moralischen Regeln verbindlich waren, durften die Aussagen der religiö-

sen Texte nicht mehr offen für verschiedene Interpretationen sein, sie brauchten eine festgelegte Autorität. So entstand eine wortgetreue Auslegung der Texte, bei der nur der offensichtlich wörtliche Sinn zählte.

Die propagierten Normen betrafen etwa den Handel (Zins und Versicherungsgeschäfte waren verboten), den Personenstand (Polygamie war gestattet, der Mann hatte in Ehe und Familie die Macht) oder das Strafgesetz (Körperstrafen einschließlich der Steinigung waren zulässig). Solche Regeln galten als unveränderlich und einzig wahr, weil sie in den frühislamischen Texten überliefert waren. Und moderne Werte waren nur dann gültig, wenn sie sich als Element oder Fortsetzung dieser ursprünglichen islamischen Basis erklären und rechtfertigen ließen.

Das galt auch für den Begriff der Nation und für die mit der Nation verbundene Frage der staatlichen Souveränität. Beide Elemente waren für das politische Selbstverständnis fundamental, doch verlangten sie eine Islamisierung, um legitim zu sein. Zugleich war die Verwirklichung einer Nation – in der arabischen wie der westlichen Welt – nicht denkbar ohne Erziehung und Bildung. Insofern war für Hasan al-Banna das Projekt einer moralischen Erneuerung durch die Religion untrennbar mit dem nationalistischen Ideal eines souveränen Ägypten verbunden.

Nicht von ungefähr nahm die Rückbesinnung auf die Ursprünge des Islam ihre Konturen vor dem Hintergrund der Kolonialzeit an. Viele Reformer fragten sich um die Jahrhundertwende, warum die ägyptischen Muslime der westlichen Herrschaft nichts entgegenzusetzen hatten und woher ihre Schwäche rührte. Ihre Antwort war die Bessinnung auf das vorbildliche Verhalten der Altvorderen, aber auch die Ablehnung fremder, westlicher Einflüsse. Diese Mittel sollten die Muslime ertüchtigen und letztlich dazu ermächtigen, die Kolonialherrschaft zu brechen.

Der Islam sollte nicht zuletzt eine moralische Reinigung bringen. Durch die «Nachahmung des Westens», so al-Banna, sei das «Gift der Viper» in die «östlichen Nationen» eingedrungen. In seinem Text *Zwischen gestern und heute* (etwa 1936/37) klagte er die Europäer an, ihre «halbnackten Frau-

Das Militär, Gegenspieler der Bewegung: 1954 versucht ein Muslimbruder ein Attentat auf Ministerpräsident Nasser (mit Taschentuch) – der Minister für Volksaufklärung informiert die Ägypter, die Bruderschaft wird verboten.

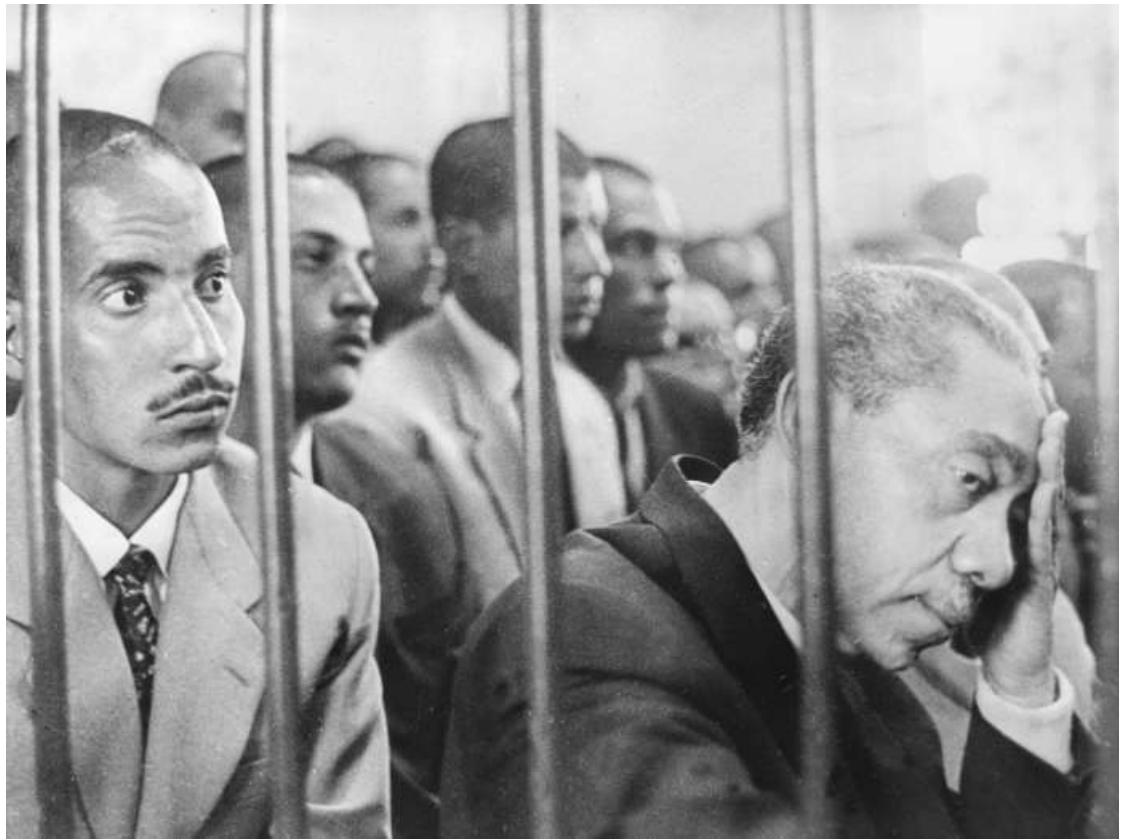


en» ins Land gebracht zu haben, «ihren Alkohol, ihre Theater, Tanzsäle, Vergnügungen, Geschichten, Zeitschriften, Romane, Phantasien, ihre Frivolitäten und unverschämten Possen». Und das habe ihnen nicht genügt: «Sie gründeten ihre Schulen, Wissenschafts- und Kultureinrichtungen inmitten der islamischen Welt, wo sie Zweifel und Gottlosigkeit in die Herzen der Muslime säten und sie lehrten, sich selbst herabzuwürdigen, ihre Religion und ihr Vaterland zu verachten.»

Die Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus war für al-Banna laut eigenem Bekunden schon früh prägend. 1906 in der Kleinstadt Mahmudiya als Sohn eines Uhrmachers geboren, erlebte er als Schüler die Revolten von 1919. Damals erhoben sich landesweit Ägypter gegen die britische Herrschaft, der Aufstand wurde aber nach wenigen Wochen niedergeschlagen. In seiner Autobiografie machte al-Banna diese Ereignisse später zum Schlüssel für seine antibritische Haltung.

In den Revolten hatte der Islam noch keine besondere Rolle gespielt. Ihr Scheitern begründete al-Banna später damit, dass der Nationalismus der Ägypter nicht moralisch gefestigt genug gewesen sei. Und diese Festigung könne nur die Rückbesinnung auf eine muslimische Ordnung bringen: Die Moral des Islam, so al-Banna, führe das Volk zu einer Gemeinschaft zusammen. Während Sozialisten glaubten, durch eine allumfassende Gesetzesordnung eine «neue Gesellschaft» formen zu können, sollte die Religion eine «moralische Gemeinschaft» der Gläubigen bilden. Zugeleich brächte die religiöse Pflichtordnung auch die «Erziehung» hin zur Nation.

Tatsächlich verstand sich al-Banna schon früh als «religiösen Lehrmeister der Nation», und seine Erweckungsbewegung war immer auch eine Nationalbewegung. Überhaupt war das Projekt der Muslimbrüder im Kern politisch. Im Islam sahen sie die Basis von allem – das Leben des Einzelnen



sollte genauso auf ihm gründen wie die Ordnung des Staats. Für al-Banna war der Islam ein «umfassendes System», in dem Religion und Politik zusammengehören. «Wenn der Islam etwas anderes ist als Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur, was ist er dann? Bloses Niederknien im Gebet, ohne waches Herz? Hat der Koran dafür eine vollkommene, feststehende und ins Einzelne gehende Ordnung offenbart?», fragte er 1937 rhetorisch.

Mit einem konkreten politischen Anspruch war die Organisation jedoch erst kurz vorher aufgetreten. 1936 wurde der Anglo-Ägyptische Vertrag unterzeichnet, der die 54-jährige britische Herrschaft beendete. Zuvor hatte sich eine Demokratiebewegung gegen diktatorische Tendenzen in der Regierung und am Königshof gewandt, und mit Faruk I. kam 1936 ein neuer König auf den Thron. Er liess Wahlen zu, bei denen die national-konservative Wafd-Partei die Mehrheit errang und Verhandlungen mit Grossbritannien durchsetzte,

die zur Souveränität Ägyptens führen sollten. Seit 1922 war das Land nur nominell unabhängig gewesen, da Grossbritannien weiterhin Sonderrechte genossen hatte. Diese Auseinandersetzungen hatten auch die Muslimbrüder politisiert: Sie forderten ab 1936, dass der Staat ihre islamische Ordnung zum allgemeinen Gesetz mache.

Basis für die Gesetzgebung sollte die Scharia werden. Die Muslimbrüder verstanden sie als Komplex aus moralischen Regeln, die sie aus dem Koran und der Prophetentradition ableiteten. Als Ordnung, die den Willen Gottes auf Erden verwirklichen sollte, konnte die Scharia darum nicht das historisch wandelbare Ergebnis der Rechtsfindung der muslimischen Juristen sein, wie es der gelehrten Tradition entsprach. Vielmehr verstanden die Brüder diesen Kanon normgebender religiöser und weltlicher Praktiken als göttliche Setzung. Dazu gehörten die klare Trennung der Geschlechter, auch in der Berufswelt, die pat-

riarchale Familienordnung, die Vielehe, die zwar nicht als Leitbild, wohl aber als legitime Ausnahme begriffen wurde, die Verhüllung des Haars für Frauen, das Zinsverbot, die Ablehnung magischer Praktiken oder die öffentliche Bekundung der religiösen Riten.

In jenen Jahren wuchs die Bruderschaft stark, und Hasan al-Banna baute seine Rolle aus. 1936 wurde die Position des «allgemeinen Rechtleiters» («murshid 'amm») geschaffen und al-Banna überantwortet. Die Organisation wurde streng hierarchisch und zentralistisch geführt, auf der Basis einer komplexen, weit verästelten Struktur und streng formalisierter Mitgliedschaften. Bis 1932 war die Bruderschaft nur in fünf Städten aktiv gewesen – nach dem Zweiten Weltkrieg dürfte es in Ägypten zweitausend Niederlassungen der Brüder gegeben haben, die die Mitgliedschaft von etwa einer halben Million Menschen verwalteten.

Politisch allerdings blieb der Einfluss der Organisation gering, mit ihren Forderungen konnte sie sich nicht durchsetzen: Die politische Bühne wurde von säkular-nationalistischen Strömungen dominiert. Al-Banna verschärfte nun den Machtanspruch der Bruderschaft in Form einer außerparlamentarischen Opposition. Als sich kein Erfolg einstellte, erweiterte er 1945 sein «Erziehungs werk» um einen «Geheimapparat» – eine Miliz, die als «Strafwerkzeug» gegen Regierungsangehörige eingesetzt wurde. So ermordete 1948 ein Muslimbruder den Ministerpräsidenten Mahmud al-Nuqrashi, worauf die Organisation erstmals verboten wurde. Hasan al-Banna fiel am 12. Februar 1949 selbst einem Mordkomplott der ägyptischen Sicherheitspolizei zum Opfer.

Als 1952 das Militär putschte und 1953 die Monarchie beseitigt wurde, hofften die Muslimbrüder, an der neuen Ordnung beteiligt zu werden. Doch das Militär sah für sie nur die Rolle eines willfährigen Unterstützers vor. 1954 versuchte ein Muslimbruder ein Attentat auf Gamal Abdel Nasser, damals Ministerpräsident – und die Organisation wurde erneut verboten. Tausende von Mitgliedern verschwanden nun in Lagern, Führerpersönlichkeiten wurden hingerichtet. Das Verbot blieb bis 1971 bestehen, doch die politische Ausschaltung bedeutete nicht das Ende der Bewe-

gung. Vielmehr entwickelte sie sich über die Jahrzehnte auf zwei Ebenen weiter.

Zum einen überdauerte die Bruderschaft in ihrem traditionellen Milieu, das durch Landflucht in die expandierenden Städte noch verstärkt wurde. Neue, infrastrukturschwache Wohnquartiere boten Raum für ihre Solidaritätsnetzwerke. Das für die Muslimbrüder wichtige Milieu machte etwa ein Fünftel der ägyptischen Bevölkerung aus und war für Aussenstehende vor allem anhand einer Islamisierung des Alltags sichtbar: Symbole wie das Kopftuch oder das Tragen weisser Gewänder wurden zu Erkennungszeichen.

Der grösste Erfolg der Muslimbrüder besteht darin, diesem Milieu mit ihrem Netzwerk eine stabile Struktur verliehen zu haben. Es handelt sich um eine Form der Vergemeinschaftung, in der bis heute praktische Hilfe angeboten wird und die Teilnehmer im Gegenzug ihre Loyalität zur Organisation ausdrücken. So haben die Nutznieser zum Beispiel einen privilegierten Zugang zu knappen Ressourcen wie ärztlicher Versorgung. Aber auch Geschäftsbeziehungen gehören zu diesen Netzwerken. Insgesamt bilden sie eigenständige soziale Räume, die durch Lebensstil, Kleidung, Sprache und Werthaltung deutlich von ihrer Umwelt abgegrenzt sind.

Zum anderen durchliefen manche Kaderleute der Bruderschaft, die 1954 inhaftiert wurden oder ins Exil gingen, eine Radikalisierung. Exemplarisch dafür steht Sayyid Qutb. Ursprünglich ein nationalliberaler Säkularist, konvertierte Qutb nach einem USA-Aufenthalt zu jenem Islam, den die Muslimbrüder propagierten. Um 1954 hatte er die intellektuelle Führung der Organisation inne, nach dem Attentat auf Nasser wurde er wie viele andere Mitglieder verhaftet. Im Gefängnis verfasste er zunehmend radikale Schriften, unter ihnen das Manifest *Wegzeichen* (1964), in dem er darlegte, dass politische Souveränität allein von Gott ausgeübt werden könne.

Sayyid Qutb (rechts) steht 1966 in Kairo wegen eines angeblich geplanten Staatsstreichs vor Gericht. Der intellektuelle Führer der Muslimbrüder wollte das «Reich Gottes» auf Erden errichten und dafür säkulare Herrschaftsformen «zertrümmern».

Qutb rief dazu auf, «das Königreich der Menschen zu zertrümmern, um Gottes Königreich auf Erden zu errichten». Und er forderte eine «allumfassende Revolution gegen alle Formen menschlicher Herrschaftsgewalt».

Der Staat beurteilte seine Schrift als «Philosophie des Terrors», 1966 wurde Qutb hingerichtet. Während al-Banna als charismatischer Volksverzieher gewirkt hatte, sprachen Qutbs Ideen eine avantgardistische Intelligenzia an. Sein Denken wurde vor allem von Studenten aufgegriffen, die radikale Zirkel bildeten und eine militante Umgestaltung von Staat und Gesellschaft forderten. Gruppen wie die Islamische Gemeinschaft oder der Ägyptische Islamische Dschihad gewannen in den 1970er Jahren auf dem Universitätscampus die Oberhand und wurden von Gelehrten religiös legitimiert. Ihre extremistische Auslegung des Islam erhob den Dschihad – den physischen Kampf für den Islam – zur zweithöchsten religiösen Pflicht nach dem Glaubensbekenntnis und verband ihn mit einer apokalyptischen Endzeiterwartung. In den 1990er Jahren gipfelte diese ultrareligiöse Radikalisierung in Terroranschlägen wie dem Massaker von Luxor.

Für die Muslimbrüder war die Verbindung zu Sayyid Qutb existenzbedrohend, denn sie wurden nun für das Aufkommen des Terrorismus und des Dschihadismus mitverantwortlich gemacht. Nach und nach wurde Qutb aus dem Kanon der Bruderschaft verbannt, 2011 war er ganz verschwunden. Dabei hatte der zweite «Murshid» der Muslimbrüder, Hasan al-Hudaibi, bereits 1969 eine Abkehr von politischer Militanz gefordert. Vier Jahre später folgte ein klares Statement gegen die gerade aufkommende ultrareligiöse Neuinterpretation des Islam. Daraufhin distanzierte sich die Bruderschaft auch vom Terror der Dschihadisten.

Eine klare theologische Abgrenzung vermieden sie allerdings – selbst nach den Anschlägen vom 11. September 2001, die sie dem Westen anlasteten. Die Muslimbrüder waren somit zwar keine unmittelbaren Wegbereiter des dschihadistischen Terrorismus. Aber sie hatten einer Ideologisierung der islamischen Tradition den Weg geebnet, die sie nach 1970 nicht mehr kontrollieren konnten. Das zeigt sich auch am prominentesten Ableger

der Muslimbrüder im Ausland: an der Hamas. Hasan al-Banna hatte seine Organisation schon früh grenzüberschreitend ausgerichtet. Die erste Auslandniederlassung wurde 1945 in Haifa gegründet, im damaligen britischen Mandatsgebiet Palästina. Bald folgten Zweigstellen in Transjordanien, Syrien und dem Irak, wobei das Netzwerk organisatorisch schwach blieb und nur kurzzeitig eine spürbare politische Rolle spielte. Zu einer effektiven internationalen Vernetzung kam es erst zwischen 1975 und 1995 in Europa und in Nordamerika: Die Migration eröffnete hier Räume, in denen die Bruderschaft ihre sozialmoralische Ordnung unter Zuwanderern verankern konnte.

Wie in Haifa waren die Muslimbrüder auch im Gazastreifen früh präsent, ab 1947/48. Die Sache der Palästinenser war für die Organisation seit den 1930er Jahren ein wichtiges Thema. Die Bruderschaft war zeitgleich mit der Zusitzung des Streits um Palästina entstanden, der 1929 in blutigen Ausschreitungen kulminierte. In der Folge starteten die Muslimbrüder unter al-Bannas Führung Kampagnen für die Palästinenser und gegen den Zionismus. Man sah in ihm eine besondere Form des britischen Kolonialismus, den die Juden angeblich als «fünfte Kolonne» stützten.

Ab November 1947 mobilisierte die Bruderschaft ihre Anhänger zum Kampf gegen den Uno-Teilungsplan für Palästina (*NZZ Geschichte* Nr. 52, Mai 2024). Etwa 1500 Freiwillige aus Ägypten kämpften bis 1949 dort, während in ägyptischen Städten jüdische Geschäfte und Gemeinden Ziel von Anschlägen wurden. Nachdem Ägypten 1949 die Kontrolle über den Gazastreifen übernommen hatte, blieb die Bruderschaft dort zunächst auf soziale und caritative Arbeit beschränkt. Erst ab 1967, als der Gazastreifen unter israelische Kontrolle kam, änderte sich die Lage. Nun konnten die Muslimbrüder ein starkes Netzwerk aufbauen, denn Israel liess den islamischen Vereinigungen grösseren Spielraum. Die israelische Hoffnung dahinter war, auf diese Weise nationalrevolutionäre Befreiungsvereideologien unter den Palästinensern einzuhegen und zu verdrängen.

Aus dem Netzwerk der Muslimbrüder im Gazastreifen ging 1970 der erste Islamische Verein hervor, geführt von Ahmad Yasin. 1987, nach Be-

ginn der ersten Intifada, gründeten er und seine Mitstreiter die Islamische Widerstandsbewegung, kurz Hamas. Sie verband die Ideologie der Bruderschaft mit einem radikalisierten religiösen Nationalismus: Die Befreiung Palästinas erschien nicht mehr nur als politisches Ziel, sondern als Heilserfüllung. 1991 legte sich die Hamas mit den Al-Kassam-Brigaden einen militärischen Arm zu. Nach der zweiten Intifada errichtete sie im Gazastreifen ein dichtes soziales wie militärisches Machtgeflecht, das ihr 2006 Wahlerfolge ermöglichte.

Ein Jahr darauf putschte die Hamas gegen die Palästinensische Autonomiebehörde und übernahm die Herrschaft im Gazastreifen. Seither radikalierte sie ihr Programm hin zu einem religiösen Ultranaionalismus und integrierte sich, nach einer anfänglichen Nähe zu den ägyptischen Muslimbrüdern, in die von Iran geführte «Achse des islamischen Widerstands». Damit blieb die Hamas zwar ideell der Bruderschaft verbunden, politisch aber wurde sie Teil eines neuen regionalen Machtgefüges.

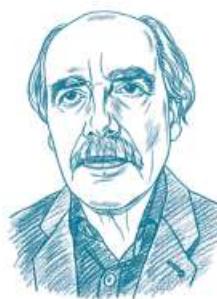
In diesem neuen Gefüge und speziell in den letzten Jahren ist der Einfluss der Muslimbrüder allerdings deutlich geschwunden. Der Sturz ihres Präsidenten Mursi 2013 in Ägypten markierte eine tiefe Krise. Die Muslimbruderschaft wurde als Terrorgruppe verboten, ihre Strukturen wurden zerschlagen, ihr Besitz wurde beschlagnahmt. Seither vertreten Interimsführer im Exil, vor allem in London, die Organisation. Saudiarabien und die Emirate erklärten die Bruderschaft ebenfalls zur Terrororganisation und nahmen ihr damit die regionale Basis. Was folgte, war der schleichende Machtverlust einer Bewegung, die einst als Speerspitze des politischen Islam galt.

Die Marginalisierung der Muslimbrüder ist nicht nur Folge staatlicher Repression, sondern auch eigener Reformunfähigkeit. Fast ein Jahrhundert nach ihrer Gründung hat die Bruderschaft ihre ideologische und organisatorische Geschlossenheit verloren. Ihr strikter religiös-nationalistischer Dogmatismus wirkt zunehmend aus der Zeit gefallen: Die Trennung von Religion und Staat wird selbst in konservativen arabischen Ländern neu gedacht, soziale Medien schaffen alternative

Öffentlichkeiten, und auch das gesellschaftliche Milieu der Bruderschaft erodiert.

Zwar bleiben ihre Basisnetzwerke in der Sozial- und der Gesundheitsarbeit funktionstüchtig; ihre Nischen hat die Organisation weiterhin dort, wo der Sozialstaat keine Solidarität mehr stiftet. Doch die politische Strahlkraft ist verblasst. Das «Muslimbruderische» gibt es noch als Lebensstil: familiäre Verbindungen, wirtschaftliche Loyalitäten, moralische Selbstvergewisserung. Innerhalb dieser Milieus prallen aber die Generationen aufeinander – den Bewahrern der alten Ordnung stehen jüngere Muslimbrüder gegenüber, die die politische Integration suchen oder sich in missionarischer Frömmigkeit üben.

Die Zahl der aktiven Mitglieder in Ägypten und den arabischen Ländern dürfte heute kaum mehr als einige zehntausend betragen. Der politische Islam der Muslimbrüder hat seine historische Mission eingebüßt. Geblieben ist ein geistiges Erbe zwischen frommer Ethik und nostalgischer Selbstbehauptung. |G|



Reinhard Schulze, Jahrgang 1953, ist Islamwissenschaftler. Nachdem er Professuren in Bochum und Bamberg innegehabt hatte, war er von 1995 bis zu seiner Emeritierung 2018 Professor für Islamwissenschaft und Neuere Orientalische Philologie an der Universität Bern. Schulze ist Spezialist für die islamische Moderne und hat unter anderem eine Geschichte der islamischen Welt von 1900 bis zur Gegenwart geschrieben (C. H. Beck 2016).



Weiterführende Literatur

Fawaz A. Gerges: *Making the Arab World. Nasser, Qutb, and the Clash That Shaped the Middle East.* Princeton 2018.

Gudrun Krämer: *Der Architekt des Islamismus. Hasan al-Banna und die Muslimbrüder. Eine Biographie.* München 2022.

Brigitte Maréchal: *The Muslim Brothers in Europe. Roots and Discourse.* Leiden 2008.

Tilman Seidensticker: *Islamismus. Geschichte, Vordenker, Organisationen.* München 2023.

Joas Wagenvoort: *The Muslim Brotherhood. Ideology, History, Descendants.* Amsterdam 2022.

Baumwollkönige aus der Schweiz

Die ägyptische Wirtschaft lag ab dem 19. Jahrhundert in der Hand von Europäern. Auch viele Schweizer Unternehmer zog es an den Nil, wo sie mit der Elite geschäfteten und kegeln – bis das Militär an die Macht kam und ihre Firmen verstaatlichte.

Von Stefan Sigerist

Der Kampf um Ägyptens Unabhängigkeit wurde auch mit Schweizer Torten gefochten. Als am 26. Januar 1952 in Kairo wütende Massen gegen die Präsenz der Briten im Land demonstrierten, stürmten Randalierer das Café Groppi im Zentrum der Stadt. Kuchen, Schokolade, Patisserie, alles wurde aus dem Laden geworfen. Mehl- und Zuckersäcke standen in Flammen, und bald war das Lokal verwüstet – wie siebenhundert andere Gebäude, die an jenem Protesttag angegriffen wurden.

Das zerstörte Café war von einem Tessiner gegründet worden. Giacomo Groppi aus Rovio machte eine Konditorlehre in Lugano, suchte sein Glück dann an verschiedenen Orten und fand es in Ägypten: Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert etablierte er sich zunächst in Alexandria und bald darauf in Kairo als Patissier. Die Geschäfte liefen glänzend, Groppeis Croissants, Eiscrèmes und Pralinen verzückten die Eliten. In den zwei Lokalen in der Hauptstadt gingen Geschäftsleute, Politiker und britische Offiziere ein und aus; die gute Gesellschaft traf sich im «Groppi» zum Five o'Clock Tea, und der Königshof bestellte seine Caterings beim Tessiner.

Als Treffpunkt der Führungsschicht war das Café am 26. Januar 1952 ein prädestiniertes Ziel für die Demonstranten. Aufgebracht über einen brutalen britischen Angriff auf eine ägyptische Polizeistation, gingen Teile der Bevölkerung an jenem Tag auf die Strasse, um – einmal mehr –

ihren Unmut zu bekunden. Schon seit Jahren gärtete es im Land. Immer eindringlicher wurde die vollständige Unabhängigkeit des Landes gefordert, immer schärfer wurde der Einfluss der Ausländer verurteilt und der ägyptische König Faruk als Marionette der Europäer kritisiert.

Im Fokus standen dabei nicht nur die Sonderrechte der Briten. Die ehemalige Kolonialmacht hatte Ägypten zwar 1922 in die Unabhängigkeit entlassen, durfte aber weiter Truppen im Land haben und im Kriegsfall Einfluss auf die Politik nehmen. Dagegen kämpften nationalistisch ausgerichtete Kräfte an, doch die Proteste, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg Bahn brachen, richteten sich gegen die ausländische Dominanz in einem weiteren Sinn. Viele Ägypter fanden damals keine Jobs, die Lebensbedingungen der Massen waren miserabel – der Zorn richtete sich darum auch gegen ein Wirtschaftssystem, das ihnen wenig Perspektiven bot: Seit dem 19. Jahrhundert waren fast alle wichtigen Unternehmen in Ägypten in ausländischer Hand. Auch die meisten Führungsstellen waren von Europäern besetzt, und der Handel wurde fast ausschliesslich von Ausländern abgewickelt, die überdies von gewichtigen Privilegien profitierten. Zum Beispiel mussten sie bis 1937 keine Steuern bezahlen.

In dieser wirtschaftlichen Elite waren etliche Nationalitäten vertreten, und neben Engländern, Franzosen, Deutschen, Griechen oder Italienern



In der Zwischenkriegszeit gehörte Alfred Reinhart aus Winterthur zu Ägyptens grössten Baumwollproduzenten. Oben und unten links ist er mit Frau und Kindern zu sehen. Im Nildelta besass Reinhart eine Farm, die er zu einem Dorf mit Stallungen, Gärten und Moschee ausbaute (Mitte). Die Arbeit im Betrieb war weitgehend mechanisiert. Unten: Arbeiter mit Pflügen. Oben: transportbereite Baumwollsäcke aus Reinharts Produktion.





Die Ägypten-Schweizer trafen sich regelmässig – links eine Herrenrunde im Schweizerklub in Kairo um 1900, unten das erste Haus des Vereins. Wie in Kairo gab es auch in Alexandria diverse Schweizer Einrichtungen, darunter eine Metzgerei, die bis 1957 von einem Aargauer betrieben wurde. Gute Kontakte unterhielt man zu König Faruk: Als Freund des Kegelsports liess er sich eine eigene Bahn einrichten – das Foto zeigt ihn 1952 in der Gesellschaft von Schweizern.



geschäfteten auch zahlreiche Schweizer im Land am Nil. Gut 1500 dürften es um 1950 gewesen sein. Groppi, der Konditor, war mit seiner Nähe zur Elite und seinem geschäftlichen Erfolg ein typischer Vertreter der Schweizer Gemeinde – sein Metier und sein Werdegang hingegen unterschieden ihn vom Gros seiner Landsleute. Denn anders als der Tessiner, der aus ärmlichen Verhältnissen kam, stammte ein schöner Teil der Ägypten-Schweizer aus renommierten Kaufmannsfamilien. Und die meisten waren folglich auch nicht im Gastrobereich tätig, sondern im Handel: Es waren die Gewinnmöglichkeiten mit Import-und-Export-Geschäften, die die Schweizer ab der Mitte des 19. Jahrhunderts nach Ägypten lockten und hier über die Jahrzehnte eine der reichsten Schweizerkolonien im Ausland entstehen liessen.

Angesiedelt waren die meisten Schweizer in Kairo und in Alexandria, zwei Städten mit je eigenem Profil. Kairo, im Landesinneren, war eine wichtige Drehscheibe für Waren aus dem afrikanischen Handel: Die Stadt bildete den Endpunkt der Karawanen, die vom Roten Meer und aus dem Inneren Afrikas herkamen. Kaffee, Elfenbein, Wachs, Wolle – solche Güter aus Arabien und dem Sudan exportierte zum Beispiel Andreas Bircher nach Europa. Parallel dazu führte er Kleider, Apparate oder Stoffe, die in Europa gefertigt wurden, nach Ägypten ein. Der Aargauer hatte sich 1862 in der Nähe von Kairo niedergelassen. Das Handelshaus, das er dort gründete, erweiterte er bald um Filialen in weiteren Städten, dazu eröffnete er 1887 eine Ziegelfabrik. Hier zeigt sich ein typisches Muster: Wie aus vielen kolonisierten Ländern wurden aus Ägypten Rohstoffe exportiert und europäische Industriegüter importiert; eine eigene Industrie entwickelte sich kaum, und wenn, dann war sie von Ausländern getragen.

In den 1880er Jahren stieg Birchers Sohn Karl ins Geschäft ein. Nach einer Handelslehre bei einer Privatbank in Neuenburg staunte er über den Anblick, den Ägypten bot: «Die Häuser haben im allgemeinen kein Dach und die Eingeborenen tragen die buntesten Kleider», berichtete er einem Freund in der Schweiz. Die Birchers ihrerseits wohnten in einem Palast der Mamluken, der früheren Herrscherschicht Ägyptens. Und auf dem

Areal der Fabrik in al-Saff, südlich von Kairo, legte Karls Bruder Alfred einen riesigen Garten an. Mit Pflanzen aus Südostasien, Früchten aus Südamerika oder Hölzern aus Japan, die sie auf dem Anwesen züchteten, machten sich die Birchers einen Namen in internationalen Botanikerkreisen.

In Alexandria verliefen die Karrieren der Schweizer ähnlich, aber ihr Sektor war spezifischer: In der Hafenstadt am Mittelmeer dominierte der Baumwollhandel. Ursprünglich hatte man in Ägypten viel Getreide angebaut, doch die landwirtschaftliche Produktion verlagerte sich fast vollständig auf die Baumwolle, als ein Franzose um 1820 eine neue, hochwertige Sorte entdeckte. Rasch wurde die Baumwolle zum Exportgut Nummer eins. Bereits 1836 machte sie über die Hälfte aller Ausfuhren aus, und rund hundert Jahre später, in der Zwischenkriegszeit, stand sie quasi allein – fast neunzig Prozent der Exporte gingen jetzt auf ihr Konto.

In dieser Hochphase waren in Alexandria etwa fünfzig grössere Firmen im Baumwollhandel tätig. Zwei waren in ägyptischem Besitz, der Rest gehörte Ausländern – nicht zuletzt Schweizern: Laut der Historikerin Anita Müller lief in der Zwischenkriegszeit gut ein Achtel des ägyptischen Baumwollexports durch Schweizer Hände.

Das erste Schweizer Baumwollhaus war 1853 entstanden. Die Bündner Cousins Jacques und Peter von Planta zogen in Alexandria eine Firma auf, die bald enorme Gewinne einfuhr: Als in den 1860er Jahren die Baumwolllieferungen aus den USA wegen des Bürgerkriegs zusammenbrachen, sprangen die Händler in Ägypten ein und deckten den europäischen Bedarf. Die Plantas konnten ihr Kapital in dieser Zeit fast versechsfachen, 1864 verfügte ihre Firma über 3,5 Millionen Franken. Mit dem Geld konnten sie sich nicht nur in Alexandria einen gehobenen Lebensstil leisten, sondern auch in der Schweiz, wo sie jeweils die Sommer verbrachten. Jacques von Planta etwa kaufte 1862 für sich und seine Familie das Schloss Fürstenuau in Graubünden.

Die Firma der Plantas blieb über vier Generationen in Familienbesitz, verlor mit der Zeit jedoch ihren Spaltenplatz: Im 20. Jahrhundert wurde der Winterthurer Alfred Reinhart zum

grössten Schweizer Baumwollexporteur. Parallel dazu war Reinhart auch im Versicherungsgeschäft aktiv und in eine Transportgesellschaft investiert. Zur Abwicklung ihrer Geschäfte etablierten die ausländischen Kaufleute seit dem 19. Jahrhundert etliche Branchen, die sie genauso unbestritten dominierten wie den Warenexport – den Finanzsektor etwa beherrschten sie lange komplett, bis 1920 gab es keine einzige ägyptische Bank.

In Kairo wie in Alexandria schlossen sich die Schweizer früh zusammen. Man traf sich im Schweizerklub zu Vorträgen, Filmabenden und 1.-August-Feiern, zum Kegeln, Schiessen oder Singen. Wie die anderen Europäer hatten die Schweizer zudem eigene Schulen, Kirchen und Zeitungen, Kontakte mit einfachen Ägyptern gab es im Privatleben kaum. Und auch im Geschäft blieb man meist unter sich, die Sphären waren getrennt. Kaderpositionen besetzten die Unternehmer mit Personal, das sie oft daheim in der Schweiz rekrutierten, zum Teil wurden höhere Posten auch an andere Europäer vergeben. Ägypter engagierte man derweil als Arbeiter. Was Karl Bircher um 1890 über die Ziegelei seiner Familie schrieb, war typisch: «In der Fabrik sind über hundert Arbeiter beschäftigt, alles Araber, bis auf den Aufseher und den Maschinisten, die Italiener sind.»

Mit Ägyptens Elite dagegen verkehrten die Schweizer regelmässig: König Faruk etwa, ab 1936 an der Macht, besuchte in Kairo öfters den Schweizerklub. Der Monarch, ein Liebhaber des Kegelns und Schiessens, sei den Schweizern stets herzlich verbunden gewesen, notierte der Gesandte der Eidgenossenschaft in Kairo 1952. Faruks Beziehung zum eigenen Volk freilich war erheblich schlechter. Spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg war der König verhasst, weil er die Briten in der Kriegszeit die Politik hatte bestimmen lassen und in der Folge immer noch duldet, dass die frühere Kolonialmacht Truppen am Suezkanal stationiert hielt. Überdies rief Faruks opulenter Lebensstil Empörung hervor im Volk, das unter Arbeitslosigkeit und Armut litt. Als 1949 die Niederlage im Krieg gegen Israel dazukam, war die Unruhe nicht mehr zu bändigen. Die Demonstrationen vom Januar 1952, die das Café Groppi in Mitleidenschaft zogen, waren der Kulminationspunkt einer

langen Reihe von Protesten. Und gewissermassen signalisierten sie den Anfang vom Ende. Ein halbes Jahr später kam es zum Umsturz: Am 23. Juli putschte das Militär gegen den König, Faruk musste abdanken und ging ins Exil.

Das politische Programm der «Freien Offiziere», des Kreises von unzufriedenen Militärangehörigen, die den Staatsstreich geplant hatten, war zunächst noch offen. Aber für den eidgenössischen Gesandten in Kairo war die Hauptsache schon im Juli 1952 klar: Der Sturz des Königs, rapportierte Beat von Fischer nach Bern, sei in keiner Weise im Interesse der Schweizer. Denn mit der Monarchie verloren sie, wie die anderen Ausländer, ihre «einzige wirksame Garantie für Ordnung und Sicherheit». Die pessimistische Einschätzung sollte sich als richtig erweisen: Zehn Jahre nach dem Sturz war von der Schweizerkolonie nicht mehr viel übrig. Unter der Herrschaft des Militärs veränderte sich die Wirtschaftsordnung einschneidend – das schier grenzenlose Laisser-faire wich einem rigiden Staatssozialismus.

Die erste Zeit nach dem Putsch stand im Zeichen der Machtkonsolidierung. Aus Grabenkämpfen innerhalb des Militärs ging Gamal Abdel Nasser siegreich hervor, Ägypten wurde zur Diktatur. Nasser verbot alle Parteien und schaltete die Opposition aus, das Parlament wurde aufgelöst, Justiz und Presse kamen unter staatliche Lenkung. Im Volk war der charismatische Herrscher beliebt. Einerseits setzte Nasser populäre Massnahmen durch: kostenlose Bildung etwa, verbesserte Gesundheitsversorgung oder kürzere Arbeitszeiten. Andererseits inszenierte er sich erfolgreich als Kämpfer gegen den Imperialismus. 1954 handelte Nasser ein Abkommen über den endgültigen Abzug der britischen Truppen aus, zwei Jahre später brachte er den Suezkanal unter ägyptische Kontrolle. Der Kanal, bis dahin in Besitz eines französisch-britischen Konsortiums, wurde verstaatlicht – und Nasser als Volksheld gefeiert.

In der Folge begann, was Nasser als «zweite Revolution» bezeichnete: Mit dem Ziel, das Nationaleinkommen zu verdoppeln, wurde die Wirtschaft umgekrempelt. Ägypten war zwar ein blockfreier Staat, doch der «arabische Sozialismus», den Nasser nun propagierte, war unüber-

In al-Saff, gut hundert Kilometer südlich von Kairo, errichtete Andreas Bircher 1887 eine Ziegelei. Das Bild unten zeigt das Fabrikgelände, unten rechts sind Arbeiter zu sehen. Alfred Bircher, der spätere Geschäftsführer, legte auf dem Areal einen botanischen Garten an – rechts ein Porträt mit Gattin und Tochter vor Gewächsen. In ihrem Wohnhaus sammelte die Familie auch ägyptische Antiquitäten.



sehbar von Vorbildern aus der kommunistischen Welt inspiriert. In einem ersten Schritt wurde 1957 eine Serie von Gesetzen zur «Ägyptianisierung» von Banken, Versicherungen und Handelsvertretungen erlassen. Innert fünf Jahren mussten die fraglichen Firmen in Aktiengesellschaften mit ägyptischen Teilhabern und Direktoren umgewandelt werden, ihre Verwaltungsräte hatten sich fortan mehrheitlich aus Ägyptern zusammenzusetzen, die Gehälter zu 92 Prozent an ägyptische Angestellte zu gehen. Zudem galt ein neues Sprachregime: In den Betrieben musste jetzt Arabisch gesprochen und geschrieben werden.

Bei den europäisch geprägten Unternehmen lösten die Gesetze einen Schock aus – und eine erste Abwanderungswelle. Auch viele Schweizer entschieden sich für den Wegzug. In der Kolonie war man vor den Kopf gestossen, denn in ihrer eigenen Wahrnehmung waren die Schweizer Unternehmer in Ägypten nicht als Profiteure eines kolonialen Ungleichheitssystems aufgetreten, sondern als Wohltäter, die einem rückständigen Land auf die Beine halfen. «Die Schweizer in Ägypten haben stets einen grossen Beitrag zur wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung des Landes geleistet, und dies, obwohl sie damit grosse Risiken eingingen», schrieb 1957 Cesare Groppi, Neffe des «Groppi»-Gründers und Präsident der Schweizerischen Handelskammer in Ägypten. Ähnlich war das Bild in der Schweiz, wo ein Ständerat 1961 beanstandete, dass Nasser ein «Aufbauwerk» zunichtemache, das die Schweizer über Jahrzehnte in vorbildlicher Manier geleistet hätten, «ohne jemals macht- oder kolonialpolitische Ambitionen verfolgt zu haben».

Zu diesem Zeitpunkt war Nasser bereits einen Schritt weitergegangen: Noch bevor die «Ägyptianisierungen» umgesetzt waren, wurden 1961 Verstaatlichungen beschlossen. Ziel der Massnahmen war jetzt nicht mehr die wirtschaftliche Teilhabe der Ägypter, sondern die Ausschaltung der besitzenden Klasse. In Zeitungen wurden die «capitalistes» als auszumerzende «Feinde des Volkes» bezeichnet, einerlei, ob sie ägyptische oder europäische Wurzeln hatten. Banken, Versicherungen und die grössten Industrie- und Handelsfirmen wurden am 20. Juli 1961 per Gesetz «natio-

nalisiert». Die Aktien der Firmen waren an den Staat abzutreten, im Gegenzug sollten die Inhaber ägyptische Staatsanleihen mit vier Prozent Zins und fünfzehnjähriger Laufzeit erhalten.

Manche der betroffenen Unternehmen bekamen noch in der Nacht auf den 21. Juli Besuch vom Regime. Im Zementwerk Tourah-Le Caire zum Beispiel, damals der grösste Schweizer Betrieb in Ägypten, traf laut den Erinnerungen von Max Schmidheiny, Sohn des Firmengründers, gegen 23 Uhr ein Beamter ein, stellte sich als neuer Präsident des Unternehmens vor und begann sogleich mit dem Aktenstudium.

Auch der Baumwollhandel von Paul Reinhart ging kurz nach den Erlassen von 1961 an den Staat. Die kleineren Baumwollhäuser wurden zunächst zu fünfzig Prozent übernommen, ab 1963 waren auch sie, wie nunmehr die meisten Betriebe der meisten Branchen, ganz in staatlicher Hand. Die traditionsreichen Unternehmen der Plantas und der Birchers bildeten keine Ausnahmen, den Letzteren blieb immerhin der Garten: Warda Bleser-Bircher, die Urenkelin des Firmengründers, führte einen erfolgreichen Prozess gegen die Verstaatlichung der Anlage – die exotischen Pflanzen, so das überraschende Urteil, verlangten nach einer Expertise, über die der Staat nicht verfüge.

Der Gesamtverlust, den die Schweizer durch die Nationalisierungspolitik erlitten, wurde auf sechzig bis siebzig Millionen Franken geschätzt. Mit Unterstützung der Behörden in Bern pochten die Betroffenen auf eine «adäquate und effektive» Entschädigung, wie sie das Völkerrecht bei Verstaatlichungen vorsah. Die Staatsanleihen, die Ägypten abgeben wollte, wies man als unsichere Werte zurück. Stattdessen handelten Vertreter des Volkswirtschafts- und des Politischen Departements 1964 ein Abkommen aus, das den möglichst sofortigen Transfer von festen Beträgen umfasste. Allerdings mussten sich die Schweizer ihrerseits bereiterklären, auf einen Drittel ihrer Ansprüche zu verzichten – «volle Genugtuung» bringe der Vertrag nicht, hielten die Behörden fest.

Mit den Enteignungen und mit dem Kampf um Entschädigung war das Kapitel Ägypten für die meisten Schweizer abgeschlossen, ihre Kolonien in Alexandria und in Kairo lösten sich in den

1960er Jahren fast vollständig auf. Die bekannteste Schweizer Einrichtung aber blieb erhalten: Das Café Groppi überstand nicht nur die Verwüstungen von 1952, sondern auch die Nasser-Zeit. Wie die alte europäische, so schätzte auch die neue militärische Elite die Leckereien aus dem Haus der Tessiner. In der Umbruchphase wurde ein ägyptischer Partner ins Unternehmen aufgenommen, und wie zu Faruks Zeiten konnte das «Groppi» wieder Regierungsbankette ausrichten.

Ihren vielleicht grössten Moment aber hatte die Institution erst nach Nassers Tod 1970. Unter dessen Nachfolger Anwar al-Sadat sollte sich einiges ändern im Staat; die Wirtschaft etwa brachte al-Sadat wieder auf einen liberaleren Kurs. Beim Essen aber setzte der neue Machthaber auf Kontinuität: Als er 1971 in einer feierlichen Zeremonie den Assuan-Staudamm eröffnete, liess er die tausend geladenen Gäste vom «Groppi» bewirten. |G|

Mitarbeit: Claudia Mäder



Stefan Sigerist, Jahrgang 1945, ist Ökonom und Autor. Er hat sich in verschiedenen Publikationen mit Schweizer Kaufleuten im Nahen und im Fernen Osten beschäftigt. In seinem Buch *Schweizer in Ägypten, Triest und Bulgarien* (Schaffhausen 2007) zeichnet er die Lebenswege von rund zwanzig Schweizer Familien nach, die ab dem 19. Jahrhundert in Kairo und Alexandria lebten.



Weiterführende Literatur

- Christian E. Loeben (Hg.): Köstlichkeiten aus Kairo! Die ägyptische Sammlung des Konditorei- und Kaffeehaus-Besitzers Achille Groppi. Basel 2008.
- Anita Müller: Schweizer in Alexandrien. Zur ausländischen Präsenz in Ägypten. Stuttgart 1992.
- Alex Rowell: We Are Your Soldiers. How Egypt's Gamal Abdel Nasser Remade the Arab World. London 2023.
- Beat Witschi: Schweizer auf imperialistischen Pfaden. Die schweizerischen Handelsbeziehungen mit der Levante 1848–1914. Stuttgart 1986.

ANZEIGE

Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERISCHE NATIONALMUSEUM. MUSEO NAZIONALE SVIZZERO. MUSEUM NAZIONALE SVIZZERA.

Seelenlandschaften

C.G. Jung und die Entdeckung der Psyche in der Schweiz



CAS-Studiengänge 2026

Das Europa Institut an der Universität Zürich bietet im Auftrag der Rechtswissenschaftlichen Fakultät spezialisierte CAS-Studiengänge an, die praxisnah auf aktuelle Herausforderungen in Wirtschaft und Gesellschaft reagieren. Die Programme richten sich an Fach- und Führungskräfte mit Hochschulabschluss und Berufserfahrung, die ihr Wissen gezielt erweitern und ihre berufliche Qualifikation stärken möchten.

Unsere Dozierenden aus Wissenschaft und Praxis vermitteln aktuelles Fachwissen, verknüpft mit konkreten Fallstudien und Anwendungsbeispielen. Damit gewinnen Sie neue Perspektiven für Ihre berufliche Tätigkeit und vertiefen Ihre Expertise in zentralen Rechts- und Geschäftsbereichen.

Unsere Weiterbildungsprogramme:

CAS Compliance Management	23.01.2026	CHF 9'800
CAS Datenschutz	30.01.2026	CHF 8'500
CAS Cybersecurity	30.01.2026	CHF 8'500
CAS Finanzmarktrecht	27.02.2026	CHF 8'000
CAS Europarecht	27.02.2026	CHF 7'000
CAS Inhouse Counsel	06.03.2026	CHF 8'500
CAS Family Governance & Family Office Excellence	11.09.2026	CHF 9'800

Die Programme sind interdisziplinär ausgerichtet und eignen sich für Fachkräfte aus Verwaltung, Unternehmen, Banken, Versicherungen, Beratung, Politik, internationalen Organisationen und Verbänden.

Starten Sie jetzt Ihre Weiterbildung am Schnittpunkt von Recht, Wirtschaft und Praxis.

Anmeldung und Auskünfte



Europa Institut
an der Universität Zürich
Bellerivestrasse 49
8008 Zürich
044 974 04 00
eiz@eiz.uzh.ch
cas-eiz.uzh.ch



Nächste Ausgabe:

BAUERN

Haben freiheitsliebende Bauern die Schweiz gegründet? Das Bild ist verbreitet, aber schon die alte Eidgenossenschaft war stark von den Städten geprägt, und in der Moderne wurden die Bauern erst allmählich zu jener politischen Kraft, die sie heute sind. Wir fragen, wie ihre Integration in den Bundesstaat gelang, blicken auf die Geschichte der Agrarpolitik und der globalen Lebensmittelproduktion – sowie auf den Bauernkrieg von 1653.

NZZ Geschichte Nr. 62 erscheint Anfang Februar 2026.

ABESSINIENKRIEG

Wie kommt ein Land zu einem «Platz an der Sonne»? Italien setzte Giftgas ein, als es 1935 daranging, Äthiopien zu erobern und zu seiner Kolonie zu machen. Der Abessinienkrieg zerstörte die internationale Friedensordnung. Und er war eine Generalprobe für die Vernichtungskriege, die bald folgten.

Text Ute Frevert **Illustration** Ricardo Santos

Am 30. Juni 1936 fand in Genf eine denkwürdige Versammlung statt. Im Palais des Nations, dem Sitz des Völkerbunds, trafen sich die Vertreter der Mitgliedsstaaten, um der Rede eines Staatsoberhauptes zu lauschen, das Amt und Macht soeben an einen anderen Mitgliedsstaat verloren hatte. Haile Selassie I., Kaiser von Äthiopien, damals auch Abessinien genannt, war im Mai jenes Jahres aus seiner Hauptstadt Addis Abeba geflohen, kurz bevor sie von italienischen Invasionstruppen eingenommen wurde. Aus dem Londoner Exil kam er nach Genf, um den Völkerbund an seine Prinzipien und die Versammlung an ihr Versprechen zu erinnern.

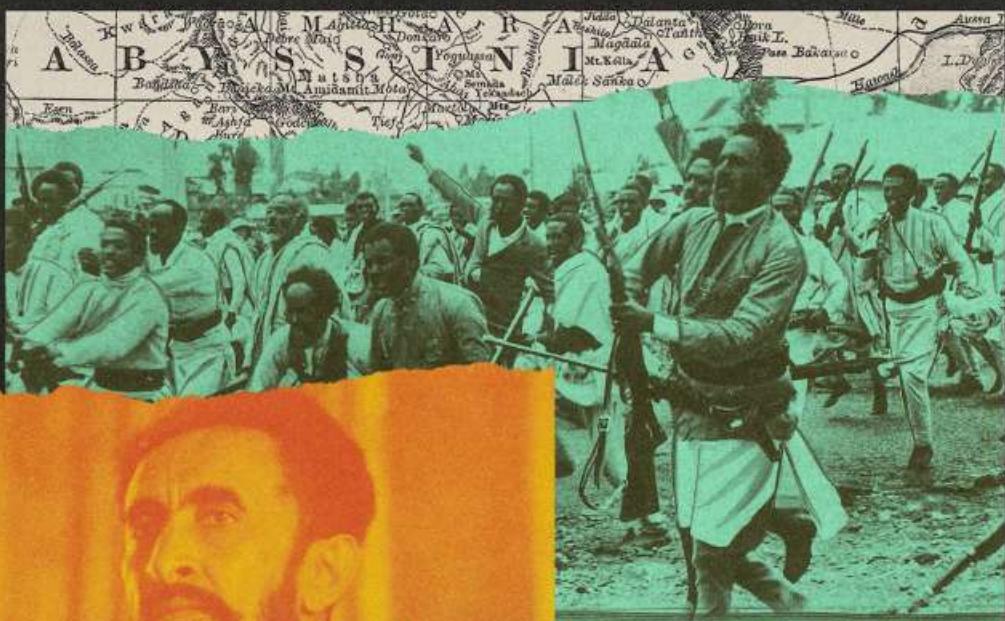
Der Völkerbund war der Vorläufer der Vereinten Nationen. Er war 1919 unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs gegründet worden, und zu seinen Zielen gehörte es, Kriege unter seinen insgesamt 63 Mitgliedsstaaten künftig zu verhindern. Falls es doch zu einem militärisch ausgetragenen Konflikt käme, sollte der Aggressor gerügt und mit Sanktionen belegt werden.

Eben das geschah im Oktober 1935, nachdem eine italienische Streitmacht aus 170 000 Soldaten und 65 000 afrikanischen Söldnern, unterstützt von moderner Artillerie und Luftwaffe, in Äthiopien eingefallen war. Doch die verhängten Wirtschafts- und Finanzsanktionen waren zahnlos,

und sie wurden bestenfalls halbherzig begolgt. Der Suezkanal, durch den Italien Kriegsgerät und Soldaten in Richtung Äthiopien transportierte, wurde nicht geschlossen. Auch deshalb konnte Benito Mussolini, «Duce» und Ministerpräsident Italiens, am 9. Mai 1936 verkünden, er habe Äthiopien erobert und ein «faschistisches Imperium» geschaffen.

Ein solches Imperium hatte er seinem Volk in Aussicht gestellt, als er, unmittelbar vor dem Angriff und unter dem Jubel Hunderttausender, auch für die Italiener einen «Platz an der Sonne» verlangt hatte. Gemeint war ein Kolonialreich nach dem Muster Frankreichs und Grossbritanniens. Das habe sich die Nation durch ihren Einsatz an der Seite der Alliierten im Ersten Weltkrieg verdient, so Mussolini, sie sei damals aber leer ausgegangen. Jetzt gelte es, den Lohn einzustreichen, und zwar in Äthiopien, mit dem man «vierzig Jahre Geduld gehabt» habe.

Jeder wusste, worauf Benito Mussolini anspielte. Vom «Wettlauf» der Kolonialmächte inspiriert, hatte das damalige Königreich Italien bereits in den 1890er Jahren versucht, am Horn von Afrika Fuss zu fassen, um dort Siedlungskolonien und Handelsstützpunkte zu errichten. Doch die militärische Landnahme misslang; 1896 wurde das italienische Expeditionskorps



Victory Democracy Peace *Make them secure by a*

LEAGUE OF NATIONS

Christmas this year dawns on a world groping from war toward peace. The world hopes and prays that it be established on justice and safeguarded against the spectre of another war. The army of occupation that sleeps till the Day in the graves of France will wake up unless such a PEACE is framed. On Christmas Day let us all pray that VICTORY is no longer a slogan.



in der Schlacht von Adua von einheimischen Truppen aufgerieben. Äthiopien blieb, neben dem Sonderfall Liberia, der einzige schwarzafrikanische Staat, der sich europäischer Kolonialherrschaft zunächst entziehen konnte (*NZZ Geschichte* Nr. 33, April 2021).

Für Italien war diese Niederlage ein innen-wie aussenpolitisches Desaster. Dass ein europäisches von einem afrikanischen Heer geschlagen wurde, verletzte das Überlegenheitsbewusstsein, das die Europäer zur Schau trugen. Die «Revanche für Adua», so Mussolinis Schlachtruf, sollte die Scharfe auswetzen und Italien endlich in den Kreis der Kolonisatoren eingemeinden. Allerdings vertrug sich diese Strategie nicht mit den Grundsätzen des Völkerbunds, dem Italien seit 1920 und Äthiopien seit 1923 angehörten.

Der «Duce» fand darum ein anderes Argument, mit dem er seinen Eroberungsfeldzug rechtfertigte: Es gehe Italien darum, Äthiopien zu zivilisieren und seine Bevölkerung von einem barbarischen Sklavenhalterregime zu befreien. Indem er sich auf die Zivilisation und die Kultur Europas berief, die er in die unterentwickelte Region tragen wolle, bediente sich Mussolini geschickt jener Sprachregelungen, die vor allem Grossbritannien und Frankreich bei der Gründung des Völkerbunds durchgesetzt hatten. Aus ihrer Sicht waren bestimmte Völker im Nahen Osten oder in den vormaligen deutschen Kolonien in Afrika noch nicht zur Selbstregierung imstande. Deshalb bedurften sie der «Vormundschaft» der «fortgeschrittenen Nationen» – diese übernahmen, wie es in Artikel 22 der Völkerbundesatzung hieß, die «heilige Aufgabe», das Wohlergehen jener Völker zu sichern und ihnen bei der Entwicklung zur Selbstbestimmung zu helfen.

An dieser Aufgabe wollte sich auch das faschistische Italien beteiligen. So lautete zumindest die offizielle Rechtfertigung gegenüber dem Völkerbund. Die eigene Bevölkerung liess sich derweil durch die Propaganda zu Beifallsstürmen und patriotischen Opfergaben in Form goldener Eheringe animieren. Nie zuvor war Mussolinis Politik so populär wie 1935. Dass der Völkerbund den Angriffskrieg offiziell verurteilte, tat dem Jubel keinen Abbruch, im Gegenteil. Bischöfe er-

baten Gottes Segen für das «mutige Heer», das «die Pforten Äthiopiens dem katholischen Glauben und der römischen Zivilisation öffnet». Dass die römische Zivilisation gänzlich ohne katholischen Glauben ausgekommen und Äthiopien ein früh und nachhaltig christianisiertes Land war, spielte keine Rolle. Gewichtiger war das Motiv, «neues fruchtbare Land für den italienischen Genius» zu erobern. Daran würde man sich weder vom Völkerbund noch von den missgünstigen Neidern in Europa und den USA hindern lassen.

Faktisch aber hielt sich selbst unter den Mitgliedern des Völkerbunds der Unmut über Italiens militärische Expansion in Grenzen. Frankreich und Grossbritannien war es wichtiger, Mussolini in der gemeinsamen Abwehrfront gegen das nationalsozialistische Deutschland zu halten, als ihm mit Hinweis auf das Völkerrecht in den Arm zu fallen und den Äthiopiern beizustehen. Empört über die Aggression und die Kriegsführung Italiens zeigten sich lediglich diejenigen, die in Äthiopien ein Symbol antikolonialen Widerstands sahen. Unter britischen Gewerkschaftern war das ebenso der Fall wie unter griechischen Hafenarbeitern und afroamerikanischen Aktivisten. Auch in Afrika verbreitete die Entscheidung Londons, Äthiopien nicht aktiv gegen den italienischen Aggressor zu unterstützen, «das Gefühl grosser Ungerechtigkeit und eine Welle von gegen die Weissen gerichteter Propaganda», wie es der britische Minister für Kolonialangelegenheiten voraussah.

Für die Kritiker der Appeasement-Politik gegenüber Italien war der Genfer Auftritt Haile Selassies am 30. Juni 1936 ein Fanal. Erstmals betrat ein Staatsoberhaupt, wenngleich ein entthrontes, die Rednertribüne und dementierte allein schon durch

Schlüsselmomente der Weltgeschichte

Zuletzt in der Serie erschienen:

- Islamische Revolution
- Slave Trade Act
- New Deal
- Judenpogrome in Osteuropa
- Aufklärung

Nächste Folge: Taiwan und die Teilung Chinas

seine würdige Erscheinung die Behauptung Mussolinis, Äthiopien sei nur eine «Ansammlung unzivilisierter Stämme mit einer Neigung zum Kannibalismus». Schonungslos zählte der Kaiser die Verbrechen des Aggressors auf, vor allem den verheerenden Einsatz von Giftgas gegen die Zivilbevölkerung. Ebenso unumwunden nannte er die Versäumnisse des Völkerbunds beim Namen. Die rechtsgestützte internationale Ordnung sei damit zerstört, ebenso das Vertrauen schwächerer Staaten, durch das System kollektiver Sicherheit vor stärkeren geschützt zu werden.

Haile Selassies Appell, die italienischen Eroberungen nicht hinzunehmen, geschweige denn diplomatisch anzuerkennen, fand jedoch keine Mehrheit. So konnte sich die faschistische Besatzungsherrschaft in Äthiopien ungehindert etablieren. Gestört wurde sie nur von periodischen Widerstandsaktionen äthiopischer Kämpfer und Kämpferinnen, auf die das Regime mit brachialer Gewalt und Terror antwortete. Erst im Zweiten Weltkrieg kam es zur Wende. Im Sommer 1941, ein Jahr nachdem Italien an Deutschlands Seite Frankreich und Grossbritannien den Krieg erklärt hatte, zwangen britische und äthiopische Streitkräfte die Italiener zur Kapitulation. Haile Selassie kehrte in ein Land zurück, das mit schätzungsweise 350 000 Toten, überwiegend Zivilisten, einen hohen Blutzoll entrichtet hatte.

Bereits 1937 hatte der deutsche Oberst und Militärhistoriker Rudolf von Xylander den Abessinienkrieg als «ersten neuzeitlichen Vernichtungskrieg auf kolonialem Boden» bezeichnet. Angesichts der nachfolgenden Vernichtungskriege, die Deutschland und seine Verbündeten inklusive Italien in Ost- und Südosteuropa führten, fand das, was in Äthiopien zwischen 1935 und 1941 geschah, allerdings wenig Beachtung. Italien wurde dafür nie zur Verantwortung gezogen. Stattdessen pflegte es die Legende der «brava gente», der anständigen Leute, die auch als Kolonialherren nichts Böses getan hätten (*NZZ Geschichte* Nr. 54, September 2024).

Nur wenige widersprachen. Zu ihnen gehörte der Journalist und Historiker Angelo Del Boca, der die Giftgaseinsätze gegen die äthiopische Bevölkerung ins Blickfeld rückte und den Abessinien-

krieg als «Generalprobe für die grossen Schlachtereien und massiven Offensiven des Zweiten Weltkriegs» deutete. Der Historiker Aram Mattioli bezeichnete ihn eben wegen dieser aussergewöhnlichen Brutalität als Schlüsselereignis für die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Ein Schlüsselereignis war der Abessinienkrieg aber auch und vor allem, so Susan Pedersen, für den Völkerbund und dessen Friedensordnung: Er zerstörte diese Ordnung. Genau das hatte Haile Selassie am 30. Juni 1936 prognostiziert.

Die Vereinten Nationen, 1945 in San Francisco gegründet, zogen daraus die Konsequenzen. Sie stärkten ihre Handlungsfähigkeit, indem sie den Grossmächten im Sicherheitsrat eine tragende Rolle zuwiesen, inklusive Vetorecht, zugleich aber die Souveränität aller Mitgliedsstaaten betonten. So spannungsreich diese Konstruktion auch ist, hat sie sich doch über zahlreiche Krisen und heftige Konflikte hinweg behaupten können. |g|



Weiterführende Literatur

Aram Mattioli: Experimentierfeld der Gewalt. Der Abessinienkrieg und seine internationale Bedeutung 1935–1941. Zürich 2005.

Susan Pedersen: The Guardians. The League of Nations and the Crisis of Empire. Oxford 2015.

Gabriele Schneider: Mussolini in Afrika. Die faschistische Rassenpolitik in den italienischen Kolonien 1936–1941. Köln 2000.

Petra Terhoeven: Liebespfand fürs Vaterland. Krieg, Geschlecht und faschistische Nation in der italienischen Gold- und Eheringsammlung 1935/36. Tübingen 2003.



Ute Frevert, Jahrgang 1954, leitete bis 2024 den Forschungsbereich «Geschichte der Gefühle» am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Zuvor hatte sie Professuren in Berlin, Konstanz, Bielefeld und an der Yale University inne. Ihre jüngsten Bücher: *Kapitalismus, Märkte und Moral* (Residenz 2019), *Mächtige Gefühle* (Fischer 2020) und *Verfassungsgefühle. Die Deutschen und ihre Staatsgrundgesetze* (Wallstein 2024).

Die Schweiz soll den Gesunden gehören

Kann man verhindern, dass Behinderte, Alkoholiker, Kriminelle, Juden und Ausländer Nachkommen haben und so ihre «Abnormitäten» vererben? 1938 gibt der Berner Mediziner Stavros Zurukzoglu ein Buch heraus, das für die Eugenik der Nazis wirbt. Er träumt von einer Zukunft, der er selbst zum Opfer gefallen wäre.

Von Urs Hafner

Im Frühling 1939 nimmt der Berner Mediziner Stavros Zurukzoglu sein Herz in die Hand. Er bewirbt sich mit seinem neuen Buch um den Marcel-Benoist-Preis, den bedeutendsten Wissenschaftspräis des Landes, der auch als Schweizer Nobelpreis gilt. Seit der Bund 1920 das Erbe des Philanthropen Marcel Benoist angenommen hat, vergibt er die Auszeichnung jährlich.

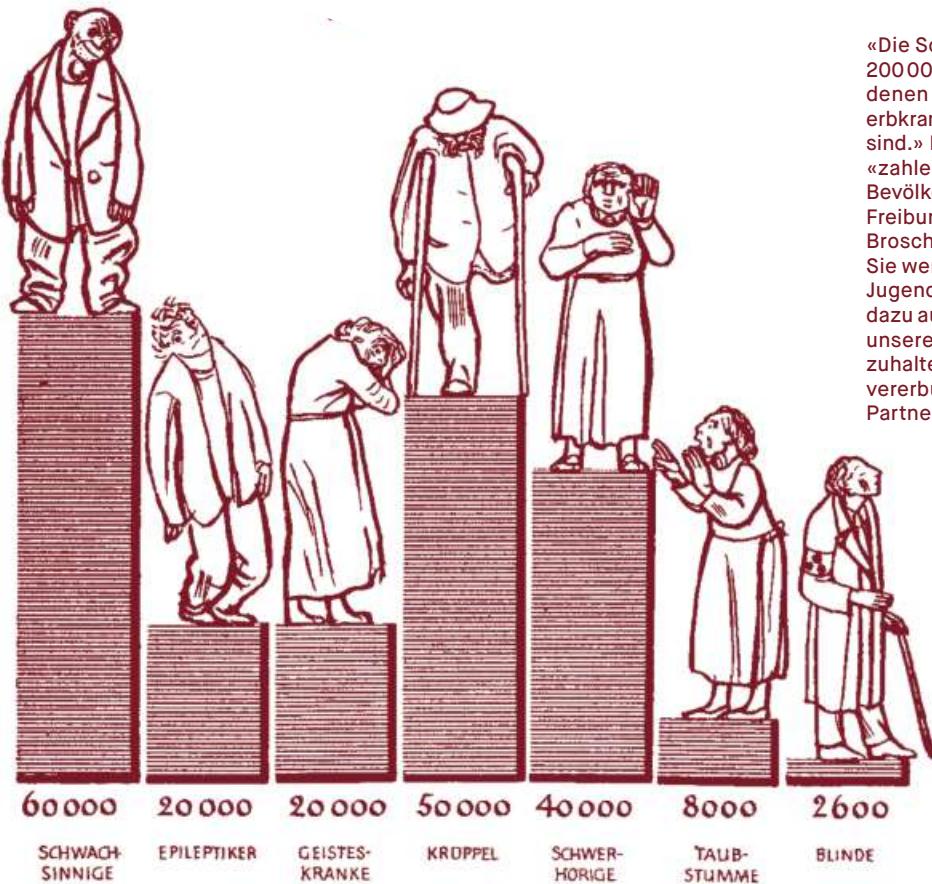
Dem Präsidenten der zuständigen Stiftung schreibt Zurukzoglu, er behandle ein Problem, «das in der heutigen Zeit des Geburtenrückgangs für unser Land eine grosse Bedeutung besitzt». Die Korrespondenz zwischen Zurukzoglu und der Stiftung liegt im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern. Sie dokumentiert, in welchem Ausmass wissenschaftliche Ansichten, die heute als unmenschlich gelten, um die Mitte des 20. Jahrhunderts verbreitet und angesehen sind. Auch in der Schweiz.

Stavros Zurukzoglu ist Mediziner. An der Universität Bern hat er einen Lehrauftrag für Bakteriologie sowie für «Sozial- und Erbhygiene» inne. Sein Geld aber muss er als Beamter verdienen. Er arbeitet für das Eidgenössische Finanzdepartement, das Statistische Amt und die Alkoholverwaltung. 1896 im türkischen Smyrna in eine griechische Familie geboren und zweisprachig mit Griechisch und Deutsch aufgewachsen, hat er Medizin studiert, zuerst in Berlin, dann in Bern, und sich

schliesslich hier niedergelassen. 1938 gibt der 43-jährige Wissenschaftler, der inzwischen eine Bernerin geheiratet und das Schweizer Bürgerrecht erworben hat, einen Sammelband heraus. Er trägt den Titel *Verhütung erbkranken Nachwuchses*.

Da liegt das schwere, unansehnliche Buch mit seinen dicken Seiten. Der gelbliche Umschlag ist fleckig geworden und der Rücken rissig. Der frühere Besitzer hat mit Bleistift seinen Namen hinterlassen, der nicht mehr lesbar ist. Ausser in Bibliotheken ist der Band heute nur noch in spezialisierten Antiquariaten erhältlich. Ebenso wie Zurukzoglus Briefwechsel mit der Stiftung zeugt er von der Normalität des Schrecklichen – und von der Blindheit der Forschung.

Mit dem Band ist Stavros Zurukzoglu ein Coup gelungen. Ausgerechnet ihm, dem freundlichen, emsig schaffenden Zuwalderer und Aussenseiter, dessen akademische Laufbahn ins Stocken geraten ist. Ausgerechnet er bringt führende Wissenschaftler dazu, sich zur drohenden «Entartung» des Schweizer Volks zu äussern. Der Band vereinigt Beiträge von fünfzehn namhaften Medizinern, Biologen und Psychiatern, die auf Einladung des Herausgebers die Frage diskutieren, ob die Schweiz ein Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses brauche, so wie das nationalsozialistische Deutschland. Das Gesetz ist kurz nach Adolf Hitlers Macht-



«Die Schweiz zählt rund 200 000 Anormale, von denen etwa 150 000 als erbkrank zu betrachten sind.» Diese entsprächen «zahlenmässig» der Bevölkerung des Kantons Freiburg, mahnt eine Broschüre von 1939. Sie wendet sich an die Jugend und ruft sie dazu auf, die «Entartung unseres Volkes» aufzuhalten – mit einer vererbungsbewussten Partnerwahl.

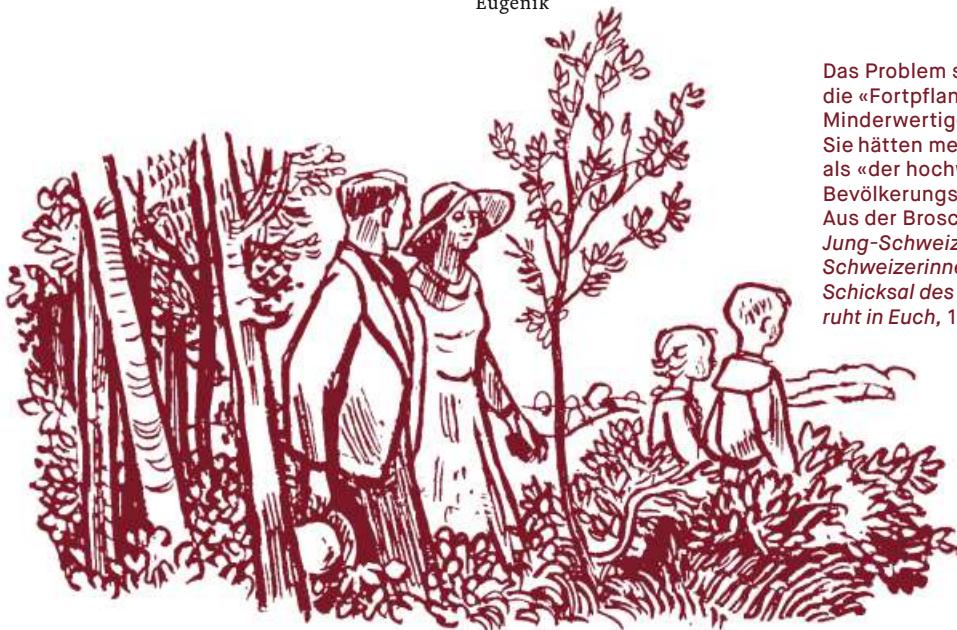
antritt 1933 in Kraft getreten. Es sieht die Anwendung von Zwang vor, um «erbgeschädigte» Menschen unfruchtbar zu machen. In der Folge sterilisieren und kastrieren deutsche Mediziner rund 400 000 Frauen und Männer: «Schwachsinnige», Schizophrene, Blinde, Taube und andere mehr.

Es geht um die Eugenik, die «Lehre vom guten Erbe»; sie ist in jenen Jahren auch unter Schweizer Wissenschaftern populär. Manche von ihnen sind geradezu besessen davon, geistig und moralisch «Degenerierte», Behinderte, Kriminelle, Verarmte, Alkoholiker, ja auch Juden und Ausländer zu identifizieren, damit sich diese nicht weiter fortpflanzen und den «Volkskörper» schwächen. Die Eugenik geht davon aus, dass sich Defizite vererben und vermehren, während die Menschen mit erwünschten Eigenschaften – wie sie selbst – ins Hintertreffen geraten, weil sie weniger Kinder haben.

Wie ein Brennglas öffnet der Band den Blick in die Gedankengänge und die Befindlichkeiten

der damaligen helvetischen Wissenschaftselite. Der Historiker Pascal Germann spricht von «Untergangsgängsten», die diese Kreise in jener Zeit erfasst hatten – ausgelöst durch die Katastrophe des Ersten Weltkriegs, die Massenfluchten und die verschärften Klassenkämpfe. In dieser Lage verspricht die Eugenik wieder Übersicht und Hierarchie. Sie bringt die aus den Fugen geratene Welt zurück ins Lot. Das Eigene, Reine, Gute muss bewahrt werden vor dem Abartigen, Schmutzigen, Fremden. Das Eigene ist Ordnung, das Abartige bringt Chaos.

Die Wissenschaftler sind mit ihren Thesen und Theorien keineswegs isoliert. Der Historiker Georg Kreis hat gezeigt, dass in der Schweiz der 1930er Jahre die Angst umgeht, das «Volk» sei vom Aussterben bedroht. Die Politik verweist auf die Zahlen: 1930 zählte man 32 500 Heiraten, 1936 nur noch 29 500, zugleich ist die Geburtenziffer von 71 500 auf 64 000 gesunken – Zurukzoglu spricht den Rückgang in seinem Brief an die Stiftung an.



Das Problem sei die «Fortpflanzung der Minderwertigen»: Sie hätten mehr Kinder als «der hochwertige Bevölkerungsanteil». Aus der Broschüre *Jung-Schweizer! Jung-Schweizerinnen! Das Schicksal des Vaterlandes ruht in Euch*, 1939.

Die Landesausstellung von 1939, die legendäre «Landi» in Zürich, verbreitet das dramatische Bild einer in den Städten versiegenden «Lebensquelle», weil die Leute dort der «hemmungslosen Genuss-sucht» frönten. Zur gleichen Zeit erscheint eine «Aufklärungsschrift», die den jungen Schweizern, vor allem aber den jungen Schweizerinnen die Ablehnung alles Fremden empfiehlt, besonders der Immigranten und der jüdischen Flüchtlinge, die dem «Dritten Reich» zu entkommen versuchen. *Das Schicksal des Vaterlandes ruht in Euch!*, mahnt die Broschüre schon im Untertitel. «Eine einzige Missheirat bedeutet oft Entartung und Schädigung des Erbgutes auf Generationen hinaus.» Umso wichtiger sei es, bei der Gründung einer Familie die «Macht der Vererbung» zu bedenken.

Stavros Zurukzoglu und die meisten seiner Autoren im Sammelband von 1938 sagen es nicht ausdrücklich, deuten es aber an: Die Schweiz sollte das Nazi-Gesetz übernehmen. Dass sich die Eugenik in Deutschland mit Antisemitismus und Rassismus verbunden hat, scheint Zurukzoglu nicht zu stören, zumal auch in der heimischen Diskussion diese Grenzen verschwimmen. Ein Eugeniker muss noch lange kein Rassist und Antisemit sein, und umgekehrt ist nicht jeder Judenfeind ein Eugeniker. Doch die Eugenik bringt alles zusammen: Der «Volksfeind» kommt von aussen. «Erblich be-

lastete» Zigeuner sind eingewandert. Die «rassis-ch minderwertigen» Juden sind für die Rassisten kei-ne Germanen. Griechen wie Stavros Zurukzoglu allerdings auch nicht.

Dabei ist die Eugenik nicht von den National-sozialisten erfunden worden. Geprägt wird der Begriff 1869 vom englischen Naturforscher Francis Galton, einem Cousin von Charles Darwin. Schon um 1900 propagieren Eugeniker die Verbesserung der menschlichen «Rasse», indem die Fortpflan-zung «erbgesunder» Personen gefördert und jene «erbkranker» verhindert werde. Die Idee begeistert zahllose Wissenschaftler, in der Schweiz etwa die prominenten Psychiater Auguste Forel und Eugen Bleuler. Forel ist Sozialist und Pazifist.

So wird die Eugenik lange vor den National-sozialisten praktiziert – zuerst in den USA, dann etwa auch in Schweden und in der Schweiz. Die gängigen Mittel zur Eindämmung «Erbkranker» sind Heiratsverbote und Anstaltsversorgungen. Das Schweizer Zivilgesetzbuch von 1912 schränkt den Zugang zur Ehe aus «hereditären» Gründen ein. Für die Abklärung der «Ehefähigkeit» stützen sich die Psychiater auf Theorien, welche die Vererbung krimineller Neigungen behaupten. Auch Sterilisationen werden durchgeführt, wobei die betroffene-n Frauen ihre Einwilligung geben müssen, was laut der Historikerin Regina Wecker häufig unter



Druck geschieht. 1928 erlässt der Kanton Waadt das erste europäische Gesetz, das die Sterilisation Geisteskranker und «sexuell Haltloser» erleichtert.

Das deutsche Gesetz von 1933 aber geht weiter. Die Eugenik, von den Nationalsozialisten «Rassenhygiene» genannt, ist jetzt offiziell staatliches Programm, rechtliche Einschränkungen oder moralische Hürden gibt es keine mehr, Sterilisationen und Kastrationen sind erwünscht. Das heisst letzten Endes: Der Ausmerzung «Erbgeschädigter» steht nichts mehr im Weg.

In der Schweiz stösst das Gesetz der Nazis unter Medizinern, Psychiatern und Vererbungsforschern nicht etwa auf breiten Widerspruch. Es findet weitherum Zustimmung, wie Pascal Germann schreibt. Ernst Hanhart etwa, der führende Zürcher Mediziner und Schweizer Rassentheoretiker, lobt es im *Tages-Anzeiger*: Es ermögliche eine «sozial und wirtschaftlich sehr erhebliche Verminderung» von Erbkrankheiten. Nur vereinzelt wird Kritik laut. Mieczyslaw Minkowski, der aus Polen eingewanderte Direktor der Zürcher Neurologischen Poliklinik, nennt es 1934 ein «Massenexperiment», das aus ethischen und wissenschaftlichen Gründen abzulehnen sei. Der Wiener Endokrinologe Julius Bauer warnt ein Jahr später in der *Schweizerischen medizinischen Wochenschrift* vor den «gefährlichen Schlagwör-

ten aus dem Gebiete der Erbbiologie». Die deutsche Sterilisationspolitik sei ebenso unwissenschaftlich wie die Begriffe «Rasse» und «Rassereinheit». Bauer ist wie Minkowski jüdisch. Sie erkennen den Kontext des eugenischen Gesetzes: Rassismus und Antisemitismus.

Davon will Zurukzoglu nichts wissen. Zwar gibt er sich 1938 in seinem Sammelband zurückhaltend. Der Untertitel lautet *Eine kritische Be trachtung und Würdigung*. Doch davon kann keine Rede sein. Vielmehr wird der Band durchzogen von einem lauten Schweigen. Vom deutschen Gesetz ist in den Beiträgen die Rede, nicht aber von Nationalsozialisten, von Juden, «Ariern», den Nürnberger Rassegesetzen oder gar von Adolf Hitler. Kein einziger Autor weist das Gesetz zurück oder kommt konkret auf dessen Entstehung in Nazideutschland zu sprechen. Man könnte meinen, es sei vom Himmel gefallen.

Im Vorwort schreibt Zurukzoglu: «Wir leben heute in einer Zeit der Krise, nicht nur der wirtschaftlichen und sozialen Krise, sondern vor allem der geistigen Krise.» Davon könnten sich die Wissenschaften nicht ausnehmen, daher komme «der Ruf nach ihrer Erneuerung und nach Anpassung ihrer Zielsetzung». Erneuerung heisst: Anpassung an die Erkenntnisse der Eugenik, an die ihr entsprechende Politik, an die Bewegung



des «Dritten Reichs». Damit schwebt ihm allerdings ein politisch-medizinisches Regime vor, dem er selbst zum Opfer fallen würde. Stavros Zurukzoglu ist aus Südosteuropa eingewandert, und er hat Kinder mit einer Schweizer Frau bekommen. Andere Autoren in seinem Band sind Juden. Wie geht das mit ihrem Einsatz für die Eugenik zusammen? Es ist schwer zu begreifen. Vielleicht steht dahinter ein übersteigerter Assimilationswille, der auf den politischen Anpassungsdruck jener Zeit zurückzuführen ist.

Zurukzoglu jedenfalls ist gebannt von der Mission, das Krankhafte auszurotten. Menschen mit «Abnormitäten» sollen keine Nachkommen mehr haben. Sie belasten bloss die Staatskasse: Kriminelle brauchen Gefängnisse, Behinderte Heime, Kranke die Ärzte, Verarmte die Fürsorge. All das kostet, die Steuerzahler haben das Nachsehen. Stavros Zurukzoglu ahnt wahrscheinlich nicht, dass er an einem Ast sägt, auf dem er selbst sitzt. Noch ist er gesund.

Die meisten Autoren konstatieren zwar zunächst, die Schweiz brauche kein Zwangsgesetz wie Deutschland – einige weisen darauf hin, die Behörden seien der Eugenik gegenüber ohnehin aufgeschlossen. Sie halten dann aber fest, «unbeliehrbare, antisoziale Elemente» hätten eine Spezialbehandlung nötig, ein Gesetz wäre also doch von Vorteil. John Eugen Staehelin, Professor für Psychiatrie an der Universität Basel, Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik und Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie, wirft dem deutschen Gesetz sogar vor, es erfasse die «angeborenen Charakterstörungen» nicht – es gehe also nicht weit genug.

Carl Brugger leitet die Abteilung für Genetik an der Psychiatrischen Klinik Basel, zudem ist er Privatdozent an der dortigen Universität und Stadtbasler Schularzt. Ihn treibt im Sammelband der Gedanke um, dass die private und staatliche Fürsorge der Schweiz die «natürliche Auslese» der Evolution durchkreuze. Letztlich betreibe der Sozialstaat eine «Gegenauslese», weil er die Vermehrung «Erbkranker» erleichtere und damit die «Bevölkerungsentartung» vorantreibe. Heinrich Hanselmann, Leiter des Heilpädagogischen Seminars Zürich und Professor für Heilpädagogik, kommt zum Schluss, die

Fortpflanzung von «Lebensunwerten», von Psychopathen, Geistesschwachen und Geisteskranken sei im Interesse der «Volkswohlfahrtspflege» mit «nachgehender Fürsorge» zu verhindern, also mit Anstaltsversorgungen – oder doch, als letztem Mittel, mit Sterilisation. Es brauche wohl ein neues Gesetz.

Auch drei jüdische Autoren steuern Texte bei. Ludwig Binswanger, Chefarzt des Sanatoriums Bellevue in Kreuzlingen, hält fest, unter den «Männisch-Depressiven» überwögen die «wertvollen Menschen». Denkt er an seine gutbetuchte Klientel? Moritz Tramer, internationale Koryphäe der Kinderpsychiatrie, wartet mit Zahlen auf: Wenn ein schwachsinniges Elternpaar Kinder bekomme, liege die Wahrscheinlichkeit, dass auch der Nachwuchs schwachsinnig sei, bei 83 Prozent. Hans Maier schliesslich, der renommierte Leiter der Psychiatrischen Klinik Burghölzli in Zürich, weist darauf hin, dass die moderne Gesellschaft die «natürliche Auslese» schwäche. Er ist zum Christentum konvertiert, um sich besser in die Zürcher Gesellschaft integrieren zu können. 1941 wird er Opfer einer antisemitischen Hetzkampagne und muss zurücktreten.

Gerne hätte Stavros Zurukzoglu für seinen Sammelband auch Ernst Rüdin gewonnen. Der in St. Gallen geborene Psychiater leitet die Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie in München, zuvor hatte er den Lehrstuhl für Psychiatrie in Basel inne. Das deutsche *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* beruht auf Rüdins «empirischen Erbprognosen». Er hat vergleichende Untersuchungen durchgeführt: von Kindern von Geisteskranken und von psychisch gesunden, aber mit geisteskranken Verwandten «belasteten» Eltern. Fazit: «Träger guter Erbeigenschaften müssen zur Erhaltung des gesunden Erbstroms das Ihrige beitragen durch Familiengründung. Die mit krankhaften Erbanlagen Behafteten aber sollen von Recht und Pflicht der Familiengründung entbunden werden.»

Doch Rüdin, Mitglied von Hitlers NSDAP, der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, will mit dem Band nichts zu tun haben. Er geht davon aus, das Buchprojekt sei ein «jüdisches Unternehmen», und es betreibe «nur die Geschäfte jüdischen Hasses gegen deutsche Rassenhygiene



Ebenfalls ein Argument, das den «gesunden» Teil der Jugend dazu bringen soll, Nachwuchs zu haben: «Einsam und verlassen! Das ist das Schicksal kinderloser Ehepaare.»

und Sterilisation». Beim Zürcher Erbforscher Otto Nägeli und beim Berner Psychiater Jakob Klaesi holt Rüdin Erkundungen über den Herausgeber ein, der ihm suspekt erscheint. Klaesi schreibt, Zurukzoglu sei «ein ganz übler Volljude», und er selbst habe die Zusammenarbeit – er findet seine Formulierung wohl witzig – nur schon wegen seines «Vorhautbewusstseins» abgelehnt. Nägeli wettert über die jüdische Unterwanderung der medizinischen Fakultäten der Schweiz durch «Juden ohne besondere Intelligenz». Kein Wort zu Vertreibung, Gefahr und Mord.

Im Herbst 1939, sieben Monate nach seiner Bewerbung für den Marcel-Benoist-Preis, erhält Stavros Zurukzoglu von der Stiftung die Absage. Nicht er wird ausgezeichnet, sondern der an der

Die NZZ lobt das «lehrreiche Buch». Und sie warnt vor der «Entartung» der Gesellschaft durch die steigende Zahl der Erbkranken.

ETH Zürich lehrende Chemiker Leopold Ružička, der nur ein Jahr später sogar den Nobelpreis erhalten wird. Der Gutachter der Stiftung weist darauf hin, dass deren Statuten keine Sammelbände zur Prämierung zuließen. Wenn aber die Stiftung finde, der Preis könne Zurukzoglu dennoch verliehen werden, müsse sie sich an einen führenden Eugeniker wenden, von denen es in der Schweiz bedauerlicherweise zu wenige gebe. Denkt der Gutachter: Leider weniger als im «Dritten Reich»?

Tatsächlich beauftragt die Stiftung William Silberschmidt, vormals Professor für Hygiene und Bakteriologie an der Universität Zürich, mit einem weiteren Gutachten. Zurukzoglu, befindet Silberschmidt, behandle «eines der wichtigsten Probleme der Jetzzeit», er habe bedeutende Experten versammelt, und es verdiene Anerkennung, dass sein Buch durch die angesehene Julius-Klaus-Stiftung finanziert worden sei. Immerhin zähle die

Schweiz bereits «200 000 Erbkranke», und die Zahl der «Erbentarteten» wachse. Doch Zurukzoglu habe mit dem Buch keine Erfindung im strikten Sinn getätigt, was der Benoist-Preis verlange. Der Wissenschafter habe aber weitere Arbeiten in Aussicht gestellt. Silberschmidt lässt damit anklingen, dass Zurukzoglu den Preis später einmal doch noch erhalten könnte. Auch er selbst akzeptiert die Eugenik, wie sie das deutsche Gesetz von 1933 legalisiert; auch ihn scheint die Lösung vom «unwerten Leben» nicht aufzuschrecken. 1943 wird seine Schwester im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet werden.

Zurukzoglu geht leer aus. Seine Enttäuschung muss gross sein. Er, der sich vorbildlich integriert hat, ein Staatsdiener ist und sich für seine neue Heimat engagiert, wird nicht beachtet. Er hat seiner Bewerbung zwei Rezensionen seines Sammelbands beigelegt, aber auch sie haben ihm nicht geholfen. Die NZZ lobt das «lehrreiche Buch». Wenn die Zahl der Erbkranken in einem Volk unverhältnismässig zunehme, «entartet der Volkskörper», weiss der Rezensent. Und dazu komme noch die Zuwanderung Fremder, die sich ungünstigerweise mit den Einheimischen vermischten. Was hat sich Zurukzoglu, der mit einer Bernerin verheiratet ist, beim Lesen der Passage wohl gedacht?

Wir wissen es nicht. Im Berner *Bund*, einer ebenfalls liberalen Zeitung, publiziert der Leiter der Eheberatungsstelle eine Eloge auf das Buch. Das totalitäre Deutschland sei endlich zur Tat geschritten, drohe aber, die Demokratien abzuhängen. Darum gelte: «Wir müssen von Deutschland lernen.» Wenn man das *Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* studiere, sei man «überwältigt von der grossartigen Tatsache, dass ein Volk wie das deutsche es auf Grund der neusten wissenschaftlichen Forschungsergebnisse energisch versucht und durchführt, seine Volksgesundheit und Volkswohlfahrt durch Ausmerzung des erbkranken Nachwuchses zu heben».

Stavros Zurukzoglu wird den Marcel-Benoist-Preis auch später nicht gewinnen. Mit der Niederlage des «Dritten Reichs» 1945 gerät die «Rassenhygiene» in Verruf. Die Nationalsozialisten haben den Holocaust durchgeführt, und sie haben die Eugenik in die Euthanasie übergeführt. 1940, nur

zwei Jahre nach der Publikation von Zurukzoglus Sammelband, haben sie mit der «Aktion T4» über 70 000 Menschen mit Behinderungen nicht sterilisiert, sondern ermordet, später noch mehr. Die Rede vom «lebensunwerten Leben» blieb keine Phrase, den Worten folgten Taten.

Was wäre passiert, hätte Deutschland den Zweiten Weltkrieg gewonnen? Hätten Zurukzoglu und seine Kollegen einen weiteren Sammelband zur Eugenik publiziert? Hätten sie diesmal offen für Zwangssterilisationen geworben, dabei auch die Überlegenheit der nichtjüdischen Rasse behauptet und die Vernichtung aller anderen Rassen empfohlen? Oder wären sie irgendwann doch noch erschrocken über die Euthanasie, die in ihrem Namen betrieben worden wäre?

Nach dem Krieg revidiert Zurukzoglu wie andere Schweizer Eugeniker seine Überzeugungen nicht. Aber er hält sie zurück und findet keine öffentliche Resonanz mehr. Die Rede vom «lebensunwerten Leben» ist nun tabu. Zurukzoglu lehrt weiter Bakteriologie und Erbhygiene in Bern und steht als medizinischer Experte im Dienst des Bundes, besonders des Statistischen Amts. 1951 beantragt er bei der Universität Bern eine ausserordentliche Professur, doch diese lehnt ab.

Die eugenische Forschung ist diskreditiert und aus der Mode geraten. Die individualmedizinische Humangenetik schliesst an sie an: Sie untersucht die genetischen Ursachen von Krankheiten und bestimmt persönliche Risikofaktoren; die Behandlung wird auf die genetischen Eigenschaften des Individuums abgestimmt. Hier ist Zurukzoglu nicht mehr dabei. Immerhin darf er sich nun Honorarprofessor für Sozialhygiene und Eugenik nennen.

Sein kurzzeitiger Ruhm aber ist verblasst. Heute ist er nurmehr den Experten bekannt, die die Entwicklung der Eugenik erforschen. Über sein Leben weiss man wenig. Ein Porträtfoto ist auf Wikipedia überliefert: Mit dicker Hornbrille und zurückgekämmtem, schwarzem Haar schaut einen ein korpulenter Mann etwas müde an. Dabei kommt ihm das Verdienst zu, dass er die Wissenschaftselite versammelt und ermuntert hat, sich eugenisch und völkisch zu outen. Vielleicht hat man ihn deshalb vergessen.

1958 erleidet der 62-jährige Zurukzoglu einen Hirnschlag. Von ihm erholt er sich laut seinem Personaldossier, das im Bundesarchiv aufbewahrt ist, nur schwer. Er würde gerne weiterarbeiten, doch der vom Bund beigezogene Arzt kommt zum Schluss, der Beamte sei «dauernd und gänzlich invalid». Aus gesundheitlichen Gründen wird er aus dem Bundesdienst entlassen und «der Versicherungskasse überwiesen».

Nun fällt Zurukzoglu dem Staat zur Last. Ein Invalider muss zwar kein Erbunker sein, aber könnte der Hirnschlag etwa doch von der Degeneration seiner Vorfahren zeugen? Als Motto seines Sammelbands hat Zurukzoglu ja in griechischen Lettern einen Satz des antiken Dichters Euripides platziert: «Wenn so ein Haus unglücklich gegründet ward / Dann müssen unglücklich die Nachkommen sein.»

Während einiger Wochen noch darf Stavros Zurukzoglu seinen Nachfolger einarbeiten. 1966 stirbt er. Er hat Nachwuchs hinterlassen. **ic**



Urs Hafner, Jahrgang 1968, ist freischaffender Historiker und Journalist in Bern. Im Frühling ist sein Buch über den Luzerner «Flacherdler» Melchior Dönni erschienen: *Dönnis Erdscheibe. Ein Käser und seine Welt* (Chronos). Zuvor hat Hafner eine Biografie des Zürcher Radikaldemokraten Bürkli geschrieben: *Karl Bürkli. Der Sozialist vom Paradeplatz* (Echtzeit 2023).



Weiterführende Literatur

Pascal Germann: Laboratorien der Vererbung. Göttingen 2016.

Mario Gmür: Die Affären Binswanger & Maier, in: Swiss Archives of Neurology, Psychiatry and Psychotherapy 174 (2023), S. 95–98.

Gisela Hauss u.a.: Eingriffe ins Leben. Zürich 2012.

Thomas Huonker: Diagnose: «moralisch defekt». Zürich 2003.

Georg Kreis: Besichtigung eines Krisenkomplexes, in: Analytische Psychologie 168 (2012), S. 200–215.

Regina Wecker u.a.: Eugenik und Sexualität. Zürich 2013.

Béatrice Ziegler: «Der Mensch gilt, was sein Erbgut wert ist», in: Werner Egli u.a. (Hg.): Erbe, Erbschaft, Vererbung. Zürich 2005, S. 111–127.

Weit weg vom Säntis

Ein Innerrhoder Dorf posiert für seinen Fotografen: In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dirigierte Adolf Sonderegger die Leute von Oberegg vor die Kamera.

Text Daniel Di Falco **Bilder** Adolf Sonderegger

Keine Sennen, keine Trachten, kein Jodel, kein Käse weit und breit. Wir sind im Appenzellerland, aber diese Bilder zeigen nicht das Appenzellerland, das man aus Folklore und Tourismus kennt. Die Klischees vom Älpleridyll waren zwar längst gängig, als sich Adolf Sonderegger, keine zwanzig, am Vorabend des Ersten Weltkriegs daranmachte, Fotograf in seinem Dorf zu werden. Aber das war nicht im Alpstein, sondern in Oberegg, einer Innerrhoder Exklave im Ausserrhoder Vorderland. Und dort lebte man ebenso von der Landwirtschaft wie von der Heimarbeit für die Textilindustrie – die Gegend liegt abseits des «sennischen Gebiets rund um den Säntis».

So erklärt es der Historiker David Aragai. Er leitet das Bezirksarchiv in Oberegg, das den Schatz dieses Fotografen hütet: über sechshundert Glasplattenegative, entstanden 1913 bis 1957. Es ist ein Glück, dass Sonderegger hier mit dem Bedarf an klischeeförmigen Souvenirbildern nicht viel zu tun hatte. Stattdessen hielt er den Gang der Dinge in Oberegg und in den nahen Weilern fest – Vereinsanlässe, Familienfeste, Erstkommunionen, Momente im Arbeitsleben. Dazu kamen Landschaften, die er als Ansichtskarten drucken liess, aber vor allem war er Porträtiert, und das in Zeiten, als man in breiten Schichten der Bevölkerung keine Kamera hatte: Man ging im Sonntagsstaat zum Fotografen. Oder der Fotograf kam zu Besuch.

Hauptberuflich Kleinbauer und Störschneider, betrieb Sonderegger das Fotografieren als Nebenerwerb und Hobby. Das Labor hatte er im Stallanbau seines Hauses im Weiler Eugst. Und die Abzüge wusch er im Brunnen aus. Aber ein Studio hatte er nicht, und auch das ist ein Glück, von heute aus gesehen: Er liess die Leute vorzugsweise in der eigenen Umgebung posieren – vor ihrem Hof, auf ihrem Weg, in ihrem Wald. «So geben diese Porträts auch einen Einblick in vergangene Lebenswelten der ländlichen Schweiz», sagt David Aragai, der Archivar. Zugleich machte Sonderegger seine Bilder unter freiem Himmel, weil er kein Blitzlicht zur Verfügung hatte. Darum sitzt bei ihm auch eine Wirtschaftsgesellschaft draussen auf der Strasse – der Fotograf dirigierte sie ans Licht, Gäste und Personal samt gedecktem Tisch.

Dass es diese Bilder überhaupt noch gibt, ist der dritte Glücksfall in der Geschichte von Adolf Sonderegger. Die sechshundert Glasplatten, die ein Neffe in den 1990er Jahren auf einem Estrich fand, bevor er sie katalogisierte und dem Bezirksarchiv übergab, sind nur ein Bruchteil dieses Werks. Mehrere tausend der fragilen Zeitzeugnisse landeten mit der Fotowerkstatt in der Oberegger Kehrichtdeponie, als Sonderegger 1957 starb und die Familie den Platz im Stall anderweitig brauchte. Ihren unheilvollen Namen hatte die Deponie allerdings schon länger: «Scherbenloch». |G|



Weiterführende Literatur

David Aragai und Thomas Fuchs: *Oberegger Geschichte. Der äusserste Landesteil von Appenzell Innerrhoden.* Appenzell 2018.

Alfred Messerli und Bernhard Tschofen (Hg.): *Fotogeschichten. Das visuelle Gedächtnis der Schweiz, Band 1.* Salenstein 2024.



Adolf Sonderegger machte seine Porträts draussen, und das zu jeder Jahreszeit: Paul Schmid, Sohn des «Hecht»-Wirts aus dem Dorf, präsentiert sich und sein Velo im Oberegger Weiler Eugst, späte 1920er Jahre.



Die Trophäe hängt an einem unsichtbaren Faden: Albin Sonderegger, Jäger und Bruder des Fotografen, mit einem selbst erlegten und präparierten Vogel, frühe 1920er Jahre.



Womöglich ein Werbebild für den «Sternen»: die Wirtin Magdalena Rosina Geiger-Bischofberger (links) und ihre Köchin (rechts), dazwischen die Töchter des Oberegger Mesmers und zwei unbekannte Buben, etwa 1914.



Der Bezirk Oberegg liegt am Rand des Appenzellerlands, das dort ins St. Galler Rheintal abfällt: Papiermühle im benachbarten Berneck, undatiert.

Wieso hat der Hüter des
Mostkrugs dieses kecke Lächeln
für den Fotografen übrig?
Arrangierte Pausenszene beim
Holzfällen, frühe 1920er Jahre.
Namentlich bekannt ist
Josef Bischofberger aus dem
Oberegger Weiler Winkel
(sitzend mit geschulterter Axt),
«Winkelsepp» genannt.



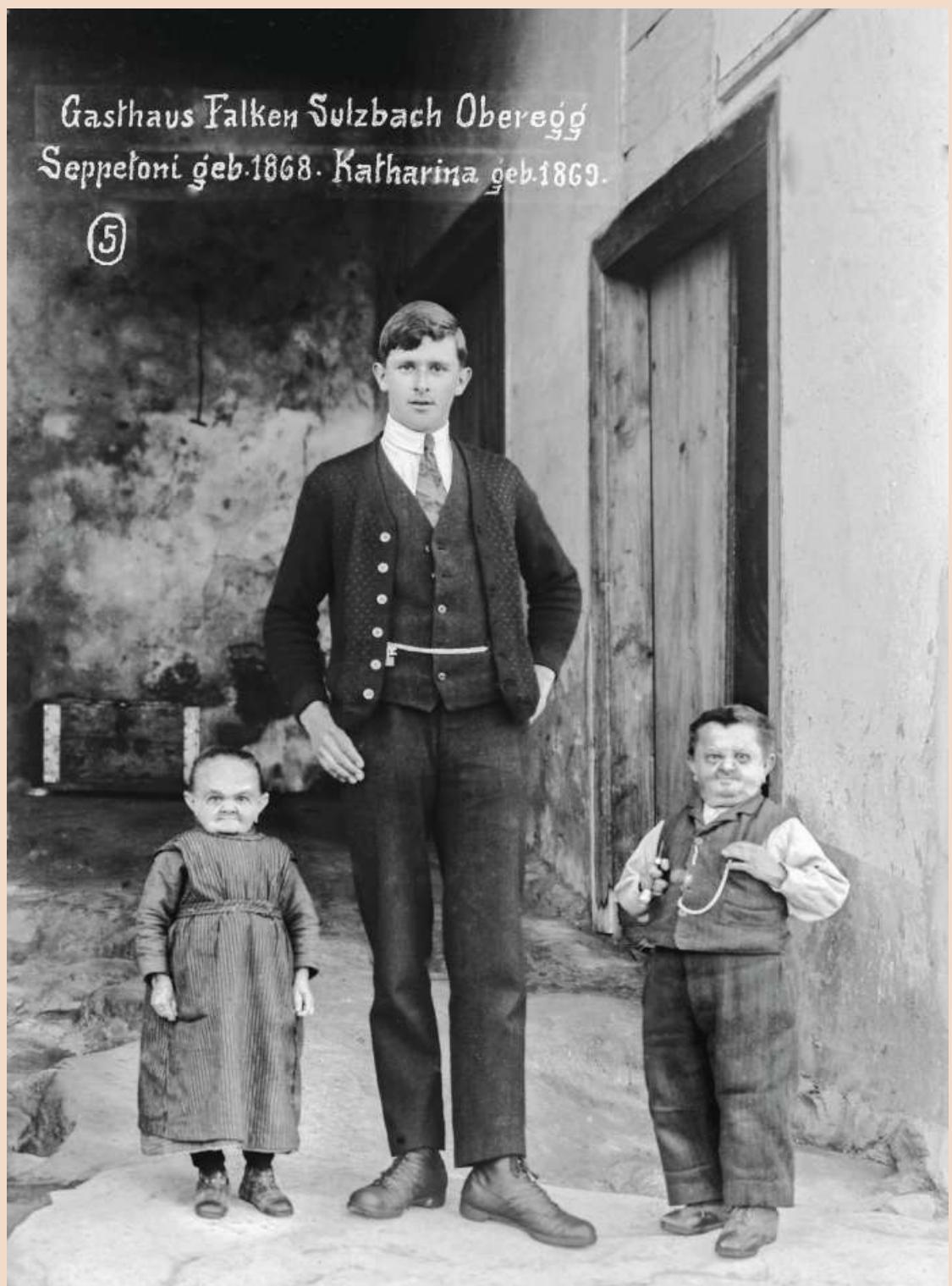




Im Innern des Hauses war zu wenig Licht für den Fotografen: Wirt mit Personal (stehend) und Gästen (sitzend), wohl Viehhändlern oder Grossbauern, vermutlich am Aussichtsberg St. Anton, etwa 1920.



Die Kamera nahm Adolf Sonderegger mit zum Dienst: Militärkollegen auf dem Walensee, wahrscheinlich in der Zeit des Ersten Weltkriegs.



Sie waren eine Sehenswürdigkeit, und sie bewarben sich mit solchen Ansichtskarten, die Sonderegger fertigte:
die kleinwüchsigen Geschwister Bischofberger mit ihrem Bruder vor dem Gasthaus der Familie, undatiert.



Ein Studio hatte Sonderegger nicht, und auch solche Kulissen nutzte er nur selten: unbekannter Bub, eventuell ein Porträt zum Geburtstag, undatiert. Schuhe und Kleidung zeugen von Wohlstand, ebenso die Wangen.



Ferienheim für Kinder aus schwierigen Verhältnissen, vorab aus dem Kanton Zürich: Skitraining beim «Sunnehus», festgehalten nach 1940 auf Plastikfilm. Bis dahin hatte Sonderegger mit Glasplattennegativen gearbeitet.



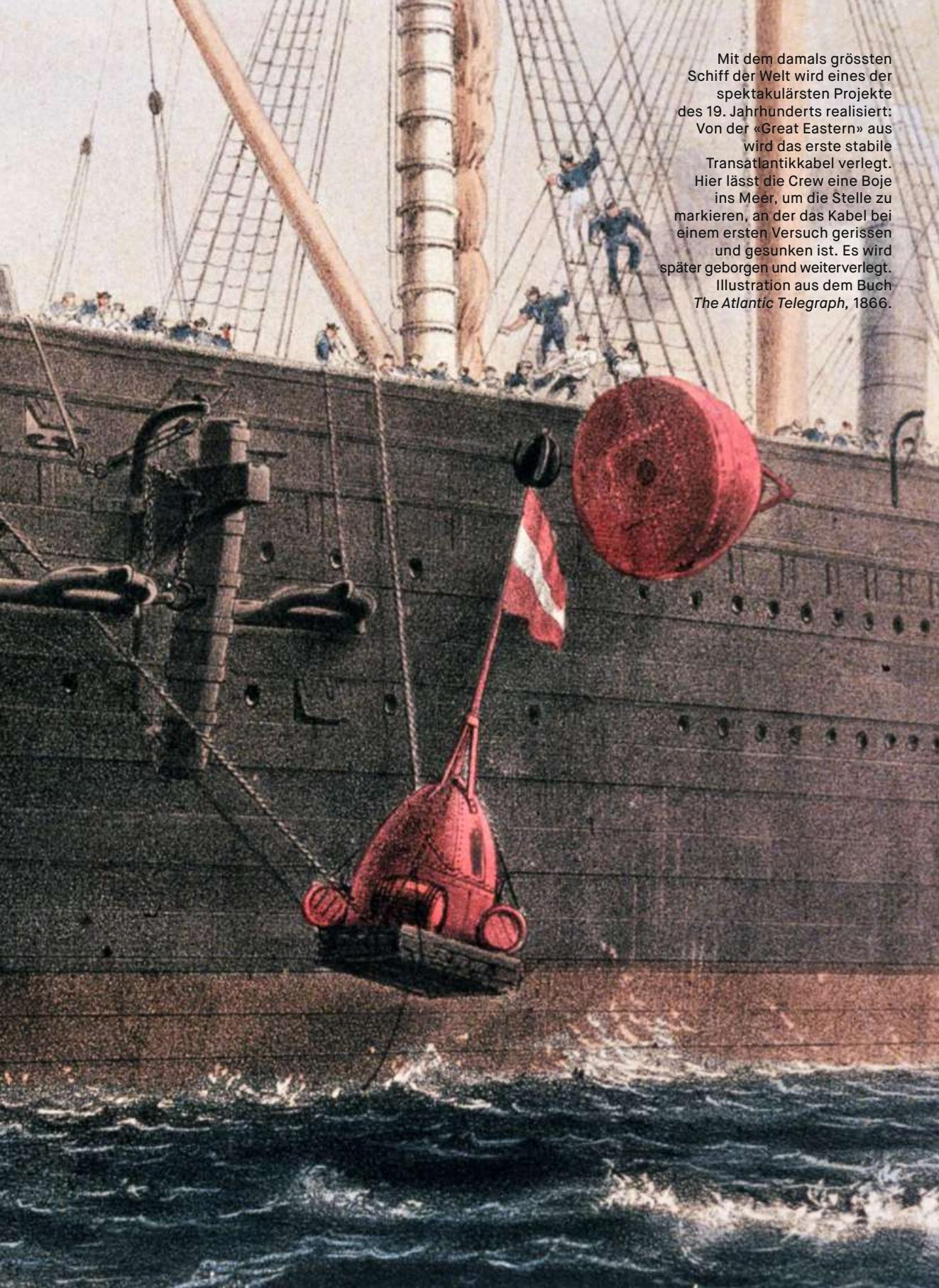
Geboren 1916 und 1912: Paula und Margarethe Sonderegger, genannt «Glasers Päuli» und «Glasers Grittli», nach dem Beruf des Vaters.

Die Verkabelung der Welt

Das Nervensystem der Moderne liegt auf dem Grund der Ozeane: Die globale Kommunikation läuft über Unterseeleitungen, und das seit der Kolonialzeit. Die Netze sind laufend gewachsen – aber stets verletzlich geblieben.

Von Dirk Liesemer





Mit dem damals grössten Schiff der Welt wird eines der spektakulärsten Projekte des 19. Jahrhunderts realisiert: Von der «Great Eastern» aus wird das erste stabile Transatlantikkabel verlegt. Hier lässt die Crew eine Boje ins Meer, um die Stelle zu markieren, an der das Kabel bei einem ersten Versuch gerissen und gesunken ist. Es wird später geborgen und weiterverlegt. Illustration aus dem Buch *The Atlantic Telegraph*, 1866.

Am Abend des 17. November 2024 liegt die Ostsee ruhig unter klarem Himmel. Von Russland kommend, durchquert der chinesische Frachter «Yi Peng 3» die schwedischen Hoheitsgewässer, als gegen 21 Uhr sein Transponder verstummt. Damit verschwinden die Positionsdaten des Schiffs vom Beobachtungssystem der Behörden. Der Frachter senkt seinen Anker ins Meer, aber er hält nicht an, sondern fährt weiter und zieht das schwere Eisen über den Grund. Kurz darauf stellt der Telekommunikationsanbieter Telia in Litauen fest, dass die Verbindung nach Schweden abgebrochen ist – offenbar hat die «Yi Peng 3» ein Unterseekabel beschädigt.

Der Frachter schleift den Anker noch weitere 180 Kilometer hinter sich her, bis gegen drei Uhr morgens ein weiteres Seekabel reisst; dieses Mal eine Verbindung zwischen Deutschland und Finnland. Dann lichtet der Frachter seinen Anker und nimmt Kurs Richtung Nordsee. Doch er wird von dänischen Marineschiffen gestoppt.

Ermittler sprechen von gezielter Sabotage. Sie halten es für unwahrscheinlich, dass der Kapitän nichts bemerkt haben will. Steckt Putin dahinter? Der Kreml weist das empört zurück. Wochen später der nächste Vorfall in der Ostsee: Am 25. Dezember reisst ein Kabel zwischen Estland und Finnland. Dieses Mal hat der Öltanker «Eagle S», den man in Europa zur russischen Schattenflotte zählt, seinen Anker schleifen lassen.

Die Ereignisse alarmieren Europa, denn Seekabel sind die Nervenfasern unserer Gesellschaft. Über sie laufen rund 99 Prozent des globalen Datenverkehrs. Ohne sie gäbe es keine Mails, keine Videotelefonie, kein Weltfinanzsystem. Seekabel machen unsere Welt zum vielzitierten globalen Dorf. Gegenwärtig ziehen sich 579 Kabelfsysteme – die allermeisten bestehen aus Glasfasern – von insgesamt 1,5 Millionen Kilometern Länge durch die Meere. Wäre es ein einziges Kabel, man könnte es 37-mal um die Erde wickeln. Die dichtesten Kabelnetze liegen zwischen Europa und den USA sowie zwischen Nordamerika und Japan. Ein Ende des Ausbaus ist nicht absehbar. Allein die durch den Atlantik strömende Datenmenge verdoppelt sich alle zwei Jahre.

Diese Kabelstruktur, die Grundlage des Internets, ist nicht in unseren Tagen am Reissbrett

entstanden, sondern geht auf die Zeit des Imperialismus zurück: Die heutigen Glasfaserkabel befinden sich meist auf Routen, auf denen vor gut 170 Jahren die ersten Kupferkabel für Telegrafie verlegt worden sind.

Mitte des 19. Jahrhunderts suchen die europäischen Kolonialmächte den schnelleren Austausch mit ihren Kolonien. Eine Nachricht von Bombay (heute: Mumbai) nach London braucht damals per Kurier vier Monate. Und für eine Überquerung des Atlantiks von New York nach London benötigen Dampfschiffe mindestens zehn Tage. In dieser Situation revolutioniert eine neue Nachrichtentechnik die Kommunikation: die Telegrafie. 1833 spannen zwei deutsche Tüftler dünne Kupferdrähte über die Dächer von Göttingen und schicken sich mithilfe einer Apparatur elektrische Impulse zu. Vier Jahre später erfindet der amerikanische Maler Samuel Morse für die neue elektronische Übertragung einen Zahlencode. Daraus geht bald ein Alphabet aus kurzen und langen Signalen hervor, der «Morsecode».

Die Telegrafie tritt einen rasanten Siegeszug an. In Europa und Nordamerika werden Masten errichtet, Drähte gespannt und Metropolen verbunden. Bald fliegen Nachrichten von Ort zu Ort – bis zu den Hafenstädten. Dort scheint aber Endstation zu sein für die neue Technologie: Im Meerwasser, das elektrisch leitet, kann ein Kupferdraht keine Impulse übertragen. Wie andere versucht auch Samuel Morse, die Drähte zu isolieren, um sie unter Wasser nutzbar zu machen. Aber seine Experimente mit Kautschuk scheitern. Das Material hält nicht dicht, schon gar nicht im Salzwasser und in grösseren Tiefen.

Die Lösung kommt 1843 vom schottischen Arzt William Montgomerie, der im Dienst der britischen Kolonialmacht in Fernost tätig ist: Er schickt ein Harz aus Südostasien an eine Gelehrten gesellschaft in London. Wenn man es erhitzt, wird es zu einer knetbaren, gummiartigen Substanz. Und das Beste: Es ist wasserabweisend. Das Harz stammt aus einem Baum namens Guttapercha, der vor allem auf der malaiischen Halbinsel wächst. Zwar liegen die Wälder, aus denen der Stoff stammt, in formal unabhängigen Sultanaten. Aber die Gebiete stehen bereits unter dem



Ein Stück Kabel wird durch New York kutschiert: Nachdem im August 1858 eine allererste transatlantische Verbindung gelungen ist, finden am 1. September weltweit Feierlichkeiten statt. Zeitgenössische Lithografie.

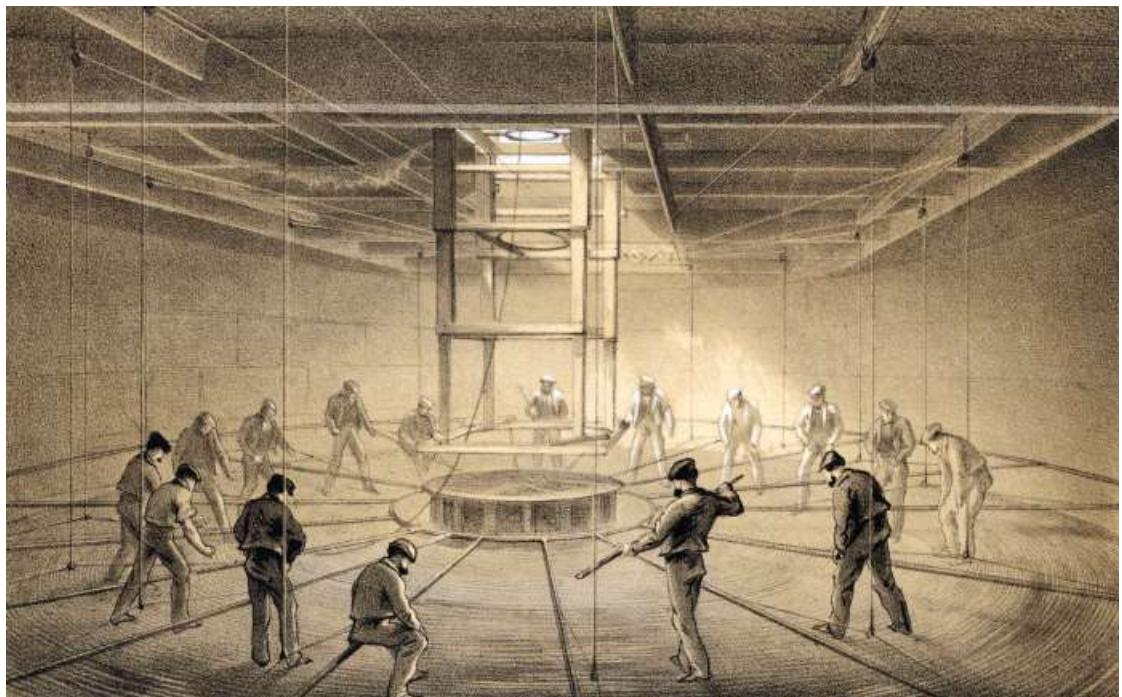
Einfluss der Queen und werden noch vor der Jahrhundertwende vom Empire kontrolliert. Vom britischen Kolonialhafen Singapur gelangt das Harz bald in enormen Mengen nach England.

Von der Entdeckung erfährt auch der in England lebende Ingenieur Wilhelm Siemens, der eine Probe nach Deutschland schickt, an seinen Bruder Werner. Dieser erkennt begeistert, dass sich Gutta-percha hervorragend zur Isolation von Kabeln eignet. 1847 lässt er eine Apparatur patentieren, mit der man das klebrige Material nahtlos um einen Draht pressen kann. Ebenfalls 1847 gründet Werner Siemens mit einem Kompagnon in Berlin eine Hinterhofwerkstatt: die «Telegrafen-Bauanstalt von Siemens & Halske», aus der später die Siemens AG hervorgeht.

Kaum drei Jahre später wird ein erstes Kabel im Meer verlegt: Die zwei britischen Technikpioniere Jacob und John Brett verbinden Dover mit dem Cap Gris-Nez nahe Calais. Das Kabel, das sie knapp 35 Kilometer weit durch den Ärmelkanal ziehen, ist nicht dicker als ein kleiner Finger – ein einfacher, von Gutta-percha ummantelter Draht.

Am 28. August 1850 wird er vom Dampfer «Goliath» aus ins Meer gelassen. Die Leitung ist mit Bleigewichten beschwert, damit sie auf den bis zu 170 Meter tiefen Meeresgrund sinkt und dort liegenbleibt. Die Verbindung zwischen England und Frankreich kommt tatsächlich zustande, aber nur wenige Nachrichten können verschickt werden: Schon am Tag nach der Verlegung wird das Kabel zerstört, vermutlich von einem französischen Fischer. Ihn hat das seltsam-längliche Ding im Wasser angeblich an einen Aal erinnert, weshalb er ein Stück davon herausgeschnitten hat. Den Fortschritt hält er damit aber nicht auf. Ab November 1851 verbindet ein mit teerbeschichtetem Hanfgarn umwickeltes und von Eisendrähten geschütztes Kabel beide Länder dauerhaft miteinander.

Das Projekt im Ärmelkanal mutet allerdings bescheiden an, wenn man es mit der Vision vergleicht, die damals auf der anderen Seite des Atlantiks entsteht: In den USA plant der wohlhabende Papierhändler Cyrus West Field ein Seekabel zwischen Europa und Amerika – eine Verbindung, die über mehr als viertausend Kilometer durch die



Die «Great Eastern», eigentlich ein Passagierschiff, wird zum Kabelleger umgerüstet. In zwei riesigen, in den Kielaum eingebauten TankswickelnArbeiter das Kabel auf Spulen. Illustration aus *The Atlantic Telegraph*, 1866.

Tiefen des rauen Atlantiks gezogen werden müsste. Viele Zeitgenossen halten das für gröszenwahn-sinnig, doch Field, ein leidenschaftlicher Unternehmer, glaubt fest an das Potenzial des Projekts.

1854 gründet er mit Investoren die New York, Newfoundland and London Telegraph Company, er konsultiert Technikexperten wie Samuel Morse und stützt sich auf Forschungen des Ozeanogra-fen Matthew Maury. Über die Meere weiss man damals wenig; ihre Tiefe, die Strömungen, die Beschaffenheit des Grunds – all das ist kaum untersucht. Maury, der bei der US Navy arbeitet, ist einer der Ersten, die sich ans Vermessen machen: Ab den 1840er Jahren erstellt er Wind- und Strömungskarten, er lotet die Tiefe des Atlantiks aus und untersucht Proben des Meeresbodens.

Auf Basis seiner Studien gibt er Field eine klare Empfehlung für die Route: Zwischen Irland und Neufundland, sagt Matthew Maury, gebe es eine Art Plateau, eine unterseeische Hochebene, die rund 2500 Meter unter der Meeressoberfläche liege und sich für die Kabelverlegung geradezu anbiete, weil auf ihr «keine merkbaren Strömun-

gen und keine abreibenden Kräfte» wirksam seien. Die Messungen Maury's erweisen sich später zwar als ungenau und das sogenannte Telegra-fenplateau überhaupt als inexistent – tatsächlich ist der Grund des Atlantiks zwischen Irland und Neufundland zerklüftet und uneben. Trotzdem kommt das erste transatlantische Kabel auf dieser Route zu liegen.

Im Sommer 1857 geht es los. Fields Kabel besteht aus zwei jeweils zweitausend Kilometer langen Teilen und ist so schwer, dass es in England auf zwei Schiffe verteilt werden muss: auf die «USS Niagara» und die «HMS Agamemnon». Die beiden Kriegsschiffe werden dem privaten Unter-nahmen, das die Planung, Finanzierung und Ver-legung des Seekabels besorgt, von den USA und von Grossbritannien zur Verfügung gestellt.

Seite an Seite dampfen beide Schiffe west-wärts. Die «Niagara» beginnt mit dem ersten Ka-belabschnitt, mitten auf dem Atlantik sollen die beiden Kabelenden verbunden werden, dann ist geplant, dass die «Agamemnon» ihren Teil bis zum Ziel verlegt. Der erste Versuch scheitert je-

doch schon nach wenigen Meilen auf See, weil sich das Kabel verfängt, reisst und ins Meer entgleitet. Auch weitere Versuche misslingen: Immer wenn das Kabel zu rasch in grosse Tiefen hinabgelassen wird, zerrt das Eigengewicht so sehr am Material, dass es in zwei Teile bricht.

Im August 1858 steht, oder besser: liegt die Verbindung endlich doch. Queen Victoria schickt dem US-Präsidenten James Buchanan ein Glückwunschtelegramm durch das Kabel: «Die Königin hofft, dass der Präsident sich ihrer innigen Hoffnung anschliesst, dass sich das elektrische Kabel, welches nun Grossbritannien mit den Vereinigten Staaten verbindet, als zusätzliche Verbindung zwischen den Nationen erweisen wird.» Allerdings brauchen die insgesamt 98 Wörter der Königin elend lange 17 Stunden und 40 Minuten bis zu ihrem Ziel. Und täglich werden die Signale un-deutlicher. Zuletzt erhöht ein Ingenieur die Spannung von 600 auf 2000 Volt, als wolle er einen Propfen in der Leitung eliminieren. Der Stromstoss zerstört das Kabel. Es hat gerade einmal 23 Tage und 400 Telegramme lang gehalten.

Danach scheint Cyrus Field und seinen Investoren die Zeit davonzulaufen. In den USA tobt der Bürgerkrieg, Fields Papierhandel ist in Flammen aufgegangen. Er muss sein Geschäft neu aufbauen – und schafft es in den kommenden Jahren trotzdem, mehr als dreissig Mal über den Atlantik zu reisen, um in Grossbritannien weitere Investoren für seine Atlantic Telegraph Company zu gewinnen. Bei einer seiner Reisen sieht Field in London das Passagierschiff «Great Eastern»: einen 211 Meter langen Segeldampfer, 19 000 Bruttoregistertonnen, 10 000 PS, sechs Masten, gewaltige Laderäume. Es ist das grösste Schiff der Welt und kann ohne Zwischenstopp um die Erde fahren. Für Field ist das perfekt.

Seine Firma chartert das britische Schiff und lässt riesige Kabeltanks einbauen. Optimistisch schreibt Field an seinen Bruder im Mai 1865: «Wir haben nun über 2200 Seemeilen Kabel fertiggestellt und rechnen damit, Ende Juni oder Anfang Juli in See zu stechen. Alles läuft gut.» Es dauert fünf Monate, bis das letztlich 5100 Kilometer lange und 7000 Tonnen schwere Kupferkabel an Bord auf Spulen gewickelt ist. Im Som-

mer beginnt die Verlegung durch den Atlantik: Von Irland aus fährt die «Great Eastern» mit fünf Seemeilen in der Stunde gen Neufundland. Das Kabel wird über eine grosse Trommel abgespult und über Walzen ins Meer geleitet, wobei Techniker ständig die Spannung überprüfen. Das Kabel darf weder zu lose hängen, weil es sonst in Schlaufen auf dem Meeresgrund liegt und am Ende zu kurz sein könnte. Noch darf es zu straff sein, weil es dann entzweigehen könnte.

Auch dieses Mal passiert ein Malheur: Mitten auf dem Atlantik zieht ein Techniker zu stark an der Bremse der Kabeltrommel, worauf das Kabel reisst. Doch niemand will die Vision aufgeben. Ein Jahr nach dem Desaster beginnt eine weitere, diesmal erfolgreiche Verlegung. Am 27. Juli 1866 sind Grossbritannien und die USA endgültig miteinander verbunden.

Rasch verlegen amerikanisch-britische Unternehmen zwei weitere Kabel im Nordatlantik. Mit dem neuen Kommunikationsweg lassen sich hervorragende Geschäfte machen. Die Atlantic Telegraph Company verlangt 1866 für den Versand von 20 Wörtern 20 Pfund, mehr als das Jahreseinkommen eines Arbeiters. Genutzt werden die Leitungen folglich vor allem von Firmen: Seekabel sind die neuen Adern der kapitalistischen und kolonialen Welt, sie verbinden Börsen und halten Imperien zusammen. Um die Jahrhundertwende spannt sich schon ein Netz von mindestens 200 000 Kilometern durch die Meere. Um Handel mit China und Japan treiben zu können, verlegen US-Konsortien bald auch ein Kabel durch den Pazifik. Ab 1903 tauschen San Francisco und Manila auf den Philippinen erste Telegramme aus.

Fast alle wichtigen Orte der Erde sind damit telegrafisch vernetzt. Täglich schwirren Zehntausende Telegramme durch die Leitungen; in neun von zehn Nachrichten geht es um die Wirtschaft. Die Sprache der Märkte ist maximal reduziert: Um Standardsätze abzukürzen und Gebühren zu sparen, nutzen Händler Codes. Die Ziffernfolge 3957 etwa dürfte ein typisches Beispiel für die Nachricht «Ware versendet» gewesen sein.

Doch nicht nur für die Wirtschaft, auch für die Politik sind die neuen Kommunikationsnetze von grossem Interesse. Die Sphären sind dabei

vielfach verwoben: Die privaten Konsortien, die die Kabel verlegen und betreiben, werden von den Regierungen unterstützt, sei es mit Landrechten, mit ozeanografischen Studien oder mit Schiffen. Im Gegenzug haben Behördenvertreter oftmals Einsitz in den privaten Gesellschaften.

Die unbestrittene Seekabelmacht ist Großbritannien. 1908 kontrollieren britische Unternehmen 55 Prozent des globalen Kabelnetzes, amerikanische folgen mit 20, französische mit 10, deutsche mit 6 Prozent. Gerade die zwei letztgenannten Nationen realisieren zunehmend, dass das Telegrafennetz keine neutrale Infrastruktur ist. In Aden etwa, einem britischen Stützpunkt im heutigen Jemen, wo mehrere Leitungen in einer Schaltstelle zusammenlaufen, verzögern die Behörden regelmäßig die Telegramme aus anderen Staaten. Besonders in Berlin nährt das den Wunsch nach eigenen, möglichst geheimen Kommunikationswegen.

Ihre technologische Ohnmacht erleben die Deutschen im Ersten Weltkrieg. Noch bevor die ersten Schüsse in diesem Konflikt fallen, treffen die Briten das Kaiserreich an einer wunden Stelle: Spezialschiffe wie die «HMS Alert» durchtrennen sämtliche von Deutschland ausgehenden Seekabel – in der Nordsee, im Atlantik und anderswo. Berlin verliert damit den direkten Kontakt zu seinen Kolonien und muss Nachrichten über Relaisstationen in neutralen Ländern wie der Schweiz schicken, wo Spionage droht. Den Deutschen bleibt oft nur übrig, ihre Nachrichten zu verschlüsseln und über Funk zu übermitteln. Diese neuartige Technik, mit der Signale ohne Leitungen durch die Luft übertragen werden, ist um die Jahrhundertwende aufgekommen, hat aber einen grossen Mangel: Die Botschaften lassen sich problemlos abfangen.

In ihrer Abhörzentrale «Room 40» können die Briten zahlreiche deutsche Funksprüche entschlüsseln. Berlin wehrt sich mit wilden Störaktionen. Zuerst kappen deutsche Soldaten die Telegrafenleitungen im Baltikum und im Schwarzen Meer, um Russland von Nachrichten seiner westlichen Verbündeten zu isolieren. Früh greift die kaiserliche Marine zudem auch britische Seekabel an. Aber die Leitungen werden meist binnens

Tagen repariert: Die Briten verfügen über Schiffe, die Bruchstellen mithilfe elektrischer Signale orten. Beschädigte Kabel werden mit Greifhaken an Bord gehievt, repariert und wieder zum Meeresboden hinabgelassen.

Auch in den folgenden Jahrzehnten bleiben die Seekabel unersetztlich. Die drahtlose Funktechnik macht zwar enorme Fortschritte, aber Kurzwellen brechen bei hoher Sonnenaktivität ab. Und die Kommunikation über Langwellen erfordert riesige Antennenanlagen. Die Seekabel werden derweil immer besser: Nachdem sie fast ein Jahrhundert lang mit Guttapercha isoliert wurden sind, setzen die Hersteller ab den 1940er Jahren auf den günstigen Kunststoff Polyethylen. Bald machen Seekabel zudem auch Telefonverbindungen zwischen den Kontinenten möglich: 1956 wird das erste transatlantische Telefonkabel verlegt, genannt TAT-1 (Transatlantic No. 1), finanziert von angloamerikanischen Post- und Telekommunikationsunternehmen.

Die Tiefen der Ozeane bleiben auch zur Zeit des Kalten Kriegs Schauplatz staatlicher Auseinandersetzungen. Dabei entgeht der Sowjetunion erstaunlich lange, dass selbst auf eiskaltem Meeresgrund verlegte Kupferkabel nicht vor Spionage sicher sind. 1971 startet die US-Marine die Operation «Ivy Bells» im Ochotskischen Meer vor Kamtschatka im Fernen Osten Russlands. Gekleidet in beheizte Anzüge, gleiten Taucher in 120 Meter Tiefe hinab. Am Grund finden sie ein sowjetisches Kommunikationskabel, das eine Militärbasis mit Wladiwostok verbindet. Daran befestigen sie eine sechs Meter lange Abhöreinrichtung: eine Wanze, die sich magnetisch um das Kabel wickelt und die Nachrichten mitschneidet.

Jahrelang können amerikanische Taucher die Abhörspeicher ungestört erneuern. Computerspezialisten finden darauf viele, oft unverschlüsselte Nachrichten der sowjetischen Militärs. Erst 1981 fliegt die Operation auf. Ein hochverschuldetter Mitarbeiter der National Security Agency (NSA) hat sie für 35 000 Dollar an den sowjetischen Geheimdienst verkauft.

Gleichzeitig werden damals die Grundlagen für eine Revolution der globalen Kommunikation gelegt: Ab den 1960er Jahren wird an Glasfaser-

leitungen geforscht. Statt elektrische Impulse wie bei den Kupferkabeln werden durch die Glasfasern Lichtsignale übertragen – was einen sehr viel schnelleren Austausch sehr viel grösserer Datenmengen ermöglicht. Die neuen Kabel mit ihren drastisch erhöhten Übertragungsvolumen sind die Voraussetzung dafür, dass sich ab den späten 1980er Jahren das Internet ausbreiten kann. 1988 geht das Glasfaser-Seekabel TAT-8 zwischen den USA und Europa in Betrieb. Und es dauert nicht lange, bis die meisten Kupferleitungen aufgegeben und auf ihren Routen Glasfasern verlegt werden. Die alten Kabel werden allerdings nicht geborgen, das gilt als zu teuer. Man lässt sie auf dem Meeresboden verrotten.

Die neuen Möglichkeiten lassen die Börsenkurse von Technologie- und Telekommunikationsfirmen in die Höhe schießen, ein Goldrausch beginnt. Unmengen an Seekabeln werden verlegt, binnen weniger Jahre steigen die Kapazitäten für den globalen Datenaustausch um das Vierzigfache. Doch viele neue Atlantikleitungen bleiben unausgelastet. Die Euphorie verfliegt, und 2001 platzt die Spekulationsblase. Anderswo geht der Ausbau weiter: Vor allem im Pazifik investieren Konsortien unbeirrt. Weltweit entstehen von 1998 bis 2011 jährlich acht neue Seekabelsysteme.

Wie einst das Kupferkabelnetz ist auch das moderne GlasfaserSystem kein machtfreier Raum. Die staatliche Kontrolle reicht tief, wie die Welt im Jahr 2013 erfährt: Die Enthüllungen des Whistleblowers Edward Snowden machen klar, dass die USA, aber auch andere Staaten das Internet global überwachen – der grosse Bruder überprüft, was rund um die Erde durch die Kabel geht. Und auch die physische Infrastruktur bleibt verwundbar, nicht nur wegen Sabotage. Die meisten Schäden am Kabelnetz entstehen durch die Fischerei: Anker und Schleppnetze ritzen die Schutzschicht oder durchtrennen gleich die gesamte Glasfaser.

In den digital engmaschigen Regionen Europas, Nordamerikas und Ostasiens ist ein einzelner Kabelbruch kein Drama. Das Netz reagiert blitzschnell, Rechner schalten auf Ersatzleitungen um. Doch in etlichen Schwellenländern hängt der Austausch an einem einzigen Faden. Als 2015 das Seekabel der Marianeninseln ausfällt, sind die

Menschen dort tagelang ohne Mails, Telefon und Flugverkehr.

Mit dem Erfolg des Internets tauchen neue Financiers auf. Waren es gut anderthalb Jahrhunderte lang grosse Telekomkonzerne, die ein Kabel finanzieren und verlegen konnten, steigen nun weitere Akteure in das Milliardengeschäft ein. 2021 nimmt Google ein neues transatlantisches Kabel in Betrieb. Und die längste Leitung aller Zeiten baut derzeit das Unternehmen Meta, das aus Facebook hervorgegangen ist: Die 50 000 Kilometer lange «Waterworth» soll fünf Kontinente verbinden. Bald dürften amerikanische Techkonzerne einen Grossteil der globalen Netzstruktur beherrschen.

Doch sie erhalten Konkurrenz: China verfolgt ehrgeizige Pläne. Mit der digitalen Seidenstrasse beteiligt sich das Land an gut vierzig Seekabelprojekten. Und bei seinem Weltmachstreiben geht es nicht zimperlich vor. Zuletzt beschädigte ein chinesisches Schiff im Februar 2025 ein Kabel vor Taiwan. Aus Versehen, offiziell. Jedoch nicht zum ersten Mal. |gl



Dirk Liesemer, Jahrgang 1977, hat Philosophie und Politologie studiert und arbeitet als freiberuflicher Journalist und Autor. Zu seinen Büchern zählen das *Lexikon der Phantominseln*, der Nietzsche-Roman *Tage in Sorrent* (beide im Mare-Verlag), das Reportagebuch *Streifzüge durch die Nacht* (Malik) und zuletzt *Café Größenwahn* (Hoffmann und Campe) über die Künstlerszene um 1900. Liesemer lebt in München.



Weiterführende Literatur

Christian Holtorf: Der erste Draht zur Neuen Welt. Die Verlegung des transatlantischen Telegrafenkabels. Göttingen 2013.

Andrian Kreye: Der Geist aus der Maschine. Eine superschnelle Menschheitsgeschichte des digitalen Universums. München 2024.

Nicole Starosielski: The Undersea Network. Durham 2015.

Samanth Subramanian: The Web Beneath the Waves. The Fragile Cables that Connect our World. New York 2025.

Roland Wenzlhuemer: Mobilität und Kommunikation in der Moderne. Stuttgart 2020.



Die neue Ordnung des Kosmos

Nikolaus Kopernikus blickte in den gleichen Himmel wie alle Astronomen vor ihm – und doch sah er etwas anderes: Die Sonne, nicht die Erde steht im Zentrum von allem. Dieses Modell war nicht nur stimmiger, sondern auch noch eleganter.

Text Martin Amrein **Infografik** Daniel Röttele



Der junge Mathematiker Georg Joachim Rheticus war entsetzt, als er das frisch gedruckte Buch aufschlug: *De revolutionibus orbium coelestium*, verfasst von seinem Lehrer Nikolaus Kopernikus. Er hatte Kopernikus bei der Fertigstellung geholfen und ihn gedrängt, das Werk endlich zu veröffentlichen. Rheticus war es auch, der das kostbare Manuskript zur Druckerei in Nürnberg gebracht hatte. Nun, an diesem Frühlingstag im Jahr 1543, sass er in Leipzig, wo er eben eine Professur angetreten hatte, und entdeckte, dass jemand ohne sein Wissen ein anonymes Vorwort in das Buch gesetzt hatte. Und was für eines.

Dieses Werk beschreibe zwar, dass die Erde sich bewege und die Sonne im Zentrum des Universums ruhe, stand da. Doch diese Hypothese müsse nicht wahr sein, sie diene nur als Hilfe, um die Bahnen der Himmelskörper zu berechnen. Rheticus versuchte noch, eine Neuauflage in die Wege zu leiten, scheiterte jedoch. Dafür erreichte der unbekannte Autor des Vorworts sein Ziel: Viele Leser glaubten, die einleitenden Zeilen stammten von Kopernikus, und betrachteten das Buch als reine Rechenhilfe, nicht als Manifest eines neuen Weltbilds. Dieses Weltbild, das heliozentrische,

mit einem Kosmos, in dessen Mitte die Sonne stand, hatte Kopernikus im Stillen entwickelt. Im Alltag war er ein Mann der Kirche. Er wirkte als Domherr in Frauenburg, einer kleinen Stadt im polnischen Reich. Die Stelle verdankte er seinem einflussreichen Onkel, dem Bischof der Region. Zuvor hatte er Mathematik, Astronomie, Medizin und Recht studiert. Als Domherr verwaltete er die Ländereien und die Finanzen des Bistums.

Kopernikus musste zölibatär leben. Dafür blieb ihm die Freiheit, sich neben den kirchlichen Pflichten seiner wahren Leidenschaft zu widmen: der Astronomie. Nacht für Nacht beobachtete er die Planeten und notierte ihre Positionen. Dabei wuchsen seine Zweifel an der kosmischen Ordnung, die seit 1500 Jahren galt.

Das antike Wissen über den Himmel hatte der griechische Gelehrte Ptolemäus im 2. Jahrhundert nach Christus zusammengeführt und in ein kohärentes System gebracht. Es beruhte auf dem geozentrischen Weltbild des Aristoteles: Die Erde galt als unbeweglicher Mittelpunkt des Universums, während Sonne, Mond und Planeten auf unsichtbaren Bahnen um sie herum kreisten. Vom Astronomen und Mathematiker Aristarch von Samos kam zwar die Idee, die Erde bewege sich um die Sonne, doch damit konnte er sich gegen den etablierten Denker Aristoteles nicht durchsetzen. Hingegen war die Vorstellung der flachen Erde zur Zeit von Ptolemäus längst überwunden. Sie ist zwar in vielen alten Schöpfungsmythen zu finden, doch bereits die Griechen gingen von einer kugelförmigen Erde aus. Dass noch die Christen des Mittelalters die Erde für eine Scheibe hielten, ist eine Legende.

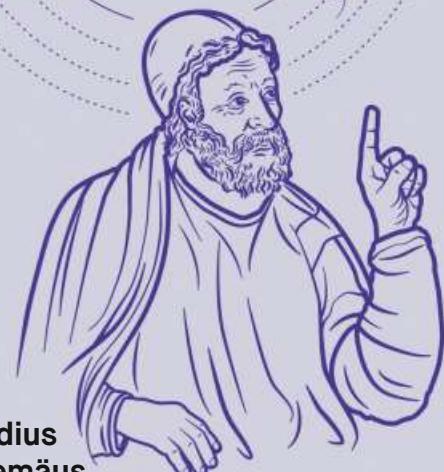
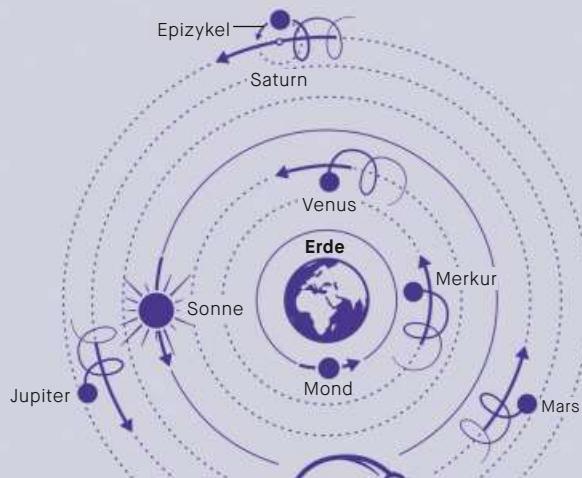
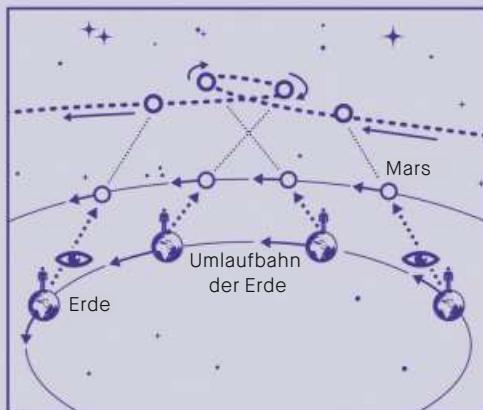
Das ptolemäische Weltbild mit der Sonne, die sich um die Erde dreht, blieb bis ins 16. Jahrhundert fest verankert. Die Kirche betrachtete das Modell als unverrückbare theologische Wahrheit, stellte es doch den Menschen als Krone der Schöpfung ins Zentrum von allem. Zudem stimmte es mit der Bibel überein: Josua bat Gott im Alten Testament, die Sonne stillstehen zu lassen, nicht

Drei Modelle und ein seltsames Phänomen am Nachthimmel

Von der Erde aus lässt sich gelegentlich ein merkwürdiges Schauspiel beobachten: Die Planeten ziehen Schleifen über den Himmel. So auch der Mars, der sich zunächst in die eine Richtung bewegt, dann aber einen Bogen schlägt und scheinbar zurückwandert, um nach einigen Wochen seine gewohnte Bahn fortzusetzen.



Im heliozentrischen Weltbild, in dem die Erde um die Sonne kreist, lässt sich dieses Phänomen leicht deuten. Der Mars scheint dann für kurze Zeit rückwärtszulaufen, wenn ihn die Erde auf ihrer schnelleren Bahn überholt – seine Schleife ist eine reine Perspektiventäuschung. Im geozentrischen Modell musste Ptolemäus für dieses Rätsel dagegen eine ganz eigene Erklärung finden.



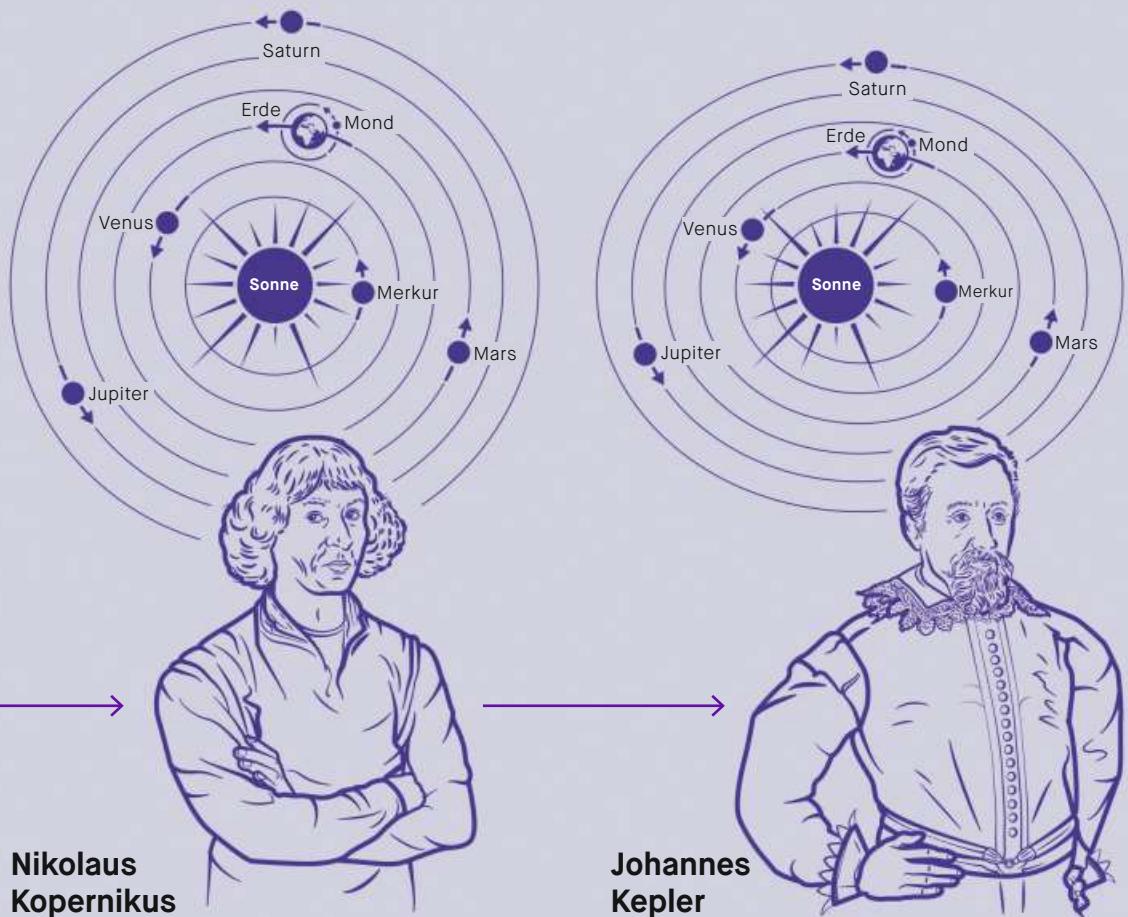
Claudius Ptolemäus

Um die Schleifen der Planeten im geozentrischen Weltbild zu erklären, nahm Ptolemäus an, sie würden sich auf sogenannten Epizykeln bewegen. Das sind kleinere Kreise, die sich zur eigentlichen Kreisbahn eines Planeten um die Erde zusammensetzen. Durch die geschickte Wahl der Grösse der Epizykeln und ihrer Trägerkreise liessen sich die beobachteten Planetenbahnen mit geringer Abweichung beschreiben.

etwa die Erde. Und schliesslich schien auch die alltägliche Erfahrung dafür zu sprechen. Wer konnte sich ernsthaft vorstellen, dass die schwere Erde durchs All raste, ohne dass man das Geingste davon spürte?

Selbst den Astronomen bot Ptolemäus ein mächtiges Instrument: Sein Modell ermöglichte es, die Positionen der Himmelskörper in der Ver-

gangenheit und in der Zukunft zu berechnen. Dafür akzeptierten sie, dass die Planeten wie betrunken durch den Himmel torkelten. Denn die vermeintlichen Bahnen der Planeten um die Erde konnte Ptolemäus nicht als perfekte Kreise modellieren, sonst hätten ihre wechselnden Positionen den Beobachtungen widersprochen. Er musste die Planeten in kleinen Kreisen wandern



Nikolaus Kopernikus

Kopernikus suchte nach einer eleganteren Lösung. Er fand sie im heliozentrischen Modell, das die Sonne in die Mitte des Himmels rückt. Es lieferte eine schlüssige Erklärung für die Planetenschleifen, aber auch für andere Rätsel – etwa, warum Merkur und Venus von der Erde aus stets in Sonnennähe zu sehen sind. Ganz einfach: Ihre Umlaufbahnen liegen innerhalb der Erdbahn, wodurch sie enger um die Sonne kreisen.

lassen, und diese Bewegungen sollten sich wiederum zu grösseren Kreisbahnen um die Erde zusammensetzen.

Die komplizierte Konstruktion der ineinander geschachtelten Kreise missfiel Kopernikus: Sie widersprach der Vernunft, fand er. Auf der Suche nach einem einfacheren System wagte er einen Schritt, dessen Dramatik aus heutiger Sicht kaum

Johannes Kepler

Das kopernikanische Modell erklärte die Planetenbahnen zwar plausibler als das ptolemäische – genauer war es aber nicht. Das änderte sich mit Kepler. Er zeigte, dass die Planeten die Erde nicht in perfekten Kreisen umrunden, sondern in Ellipsen und dabei ihre Geschwindigkeit variieren. Erst damit waren Berechnungen möglich, die präzise mit den beobachteten Daten übereinstimmten.

mehr nachvollziehbar ist. Er rückte die Sonne ins Zentrum des Kosmos und degradierte die Erde zu einem gewöhnlichen Planeten.

Kopernikus nutzte dieselben Positionsdaten und Umlaufzeiten, die schon Ptolemäus festgehalten hatte, erklärte diese Beobachtungen aber mit einer ganz anderen Geometrie. Damit erhielten viele rätselhafte Erscheinungen plötzlich eine

Erklärung. In einem kurzen handschriftlichen Traktat, das er *Commentariolus* nannte, legte er 1514 die Prinzipien seines Systems dar. Er stellte sieben Thesen auf, darunter die zentrale: «Alle Bahnen umgeben die Sonne, als stünde sie in aller Mitte, daher liegt der Mittelpunkt der Welt in Sonnennähe.» Kopernikus gab das Manuskript an einige wenige Gelehrte weiter, denen er vertraute. Wie eine geheime Botschaft wanderte es von Hand zu Hand und weckte Neugier auf das neue Weltbild, das im abgelegenen Frauenburg entstanden war.

In den nächsten Jahren hielt sich Kopernikus bedeckt. Er arbeitete an einem Buch, das seine Theorie systematisch darstellte, veröffentlichte es aber vor allem aus Furcht vor dem Spott anderer Gelehrter nicht. Erst ein unerwarteter Besuch verlieh ihm den nötigen Mut. Im Frühling 1539 stand Georg Joachim Rheticus vor seiner Tür. Der 25-Jährige hatte die wochenlange Reise von Sachsen nach Frauenburg angetreten, weil er die Gerüchte von Kopernikus' neuer Kosmologie gehört hatte. Rheticus wollte mehr darüber erfahren.

So erhielt Kopernikus, im Alter von 66 Jahren, erstmals einen Schüler. Geduldig erläuterte er ihm die Vorzüge des heliozentrischen Systems. Rheticus war begeistert, so sehr, dass er die nächsten zwei Jahre in Frauenburg blieb. Umgekehrt hatte Rheticus seinem Lehrmeister etwas zu bieten: Er hatte Beobachtungsdaten zu Merkur mitgebracht, die Kopernikus noch fehlten. Zudem unterstützte er ihn bei weiteren Messungen, gleich zwei partielle Sonnenfinsternisse verfolgten die beiden gemeinsam. Vielleicht noch wichtiger: Der junge Mathematiker überprüfte die Berechnungen und Tabellen, die Kopernikus für sein Buch erstellt hatte, und half, das Werk neu zu gliedern.

Am entscheidendsten aber war, dass er Kopernikus davon überzeugte, das Buch zu veröffentlichen. Den Drucker organisierte Rheticus ebenfalls. Allerdings zog sich der Druck in Nürnberg hin. *De revolutionibus* war ein monumentales Werk voll mit Tabellen, Zahlenreihen und Diagrammen, die aufwendig als Holzschnitte eingefügt werden mussten. Briefe zwischen Frauenburg und Nürnberg brauchten Wochen, und Kopernikus selbst zögerte mit Korrekturen. Es

wurde Mai 1543, bis Kopernikus das Buch in seinen Händen hielt. Viel davon nahm er aber nicht mehr wahr. Einige Monate zuvor hatte ihm ein Schlaganfall seine mentalen Kräfte geraubt. Nun lag er bereits im Sterben.

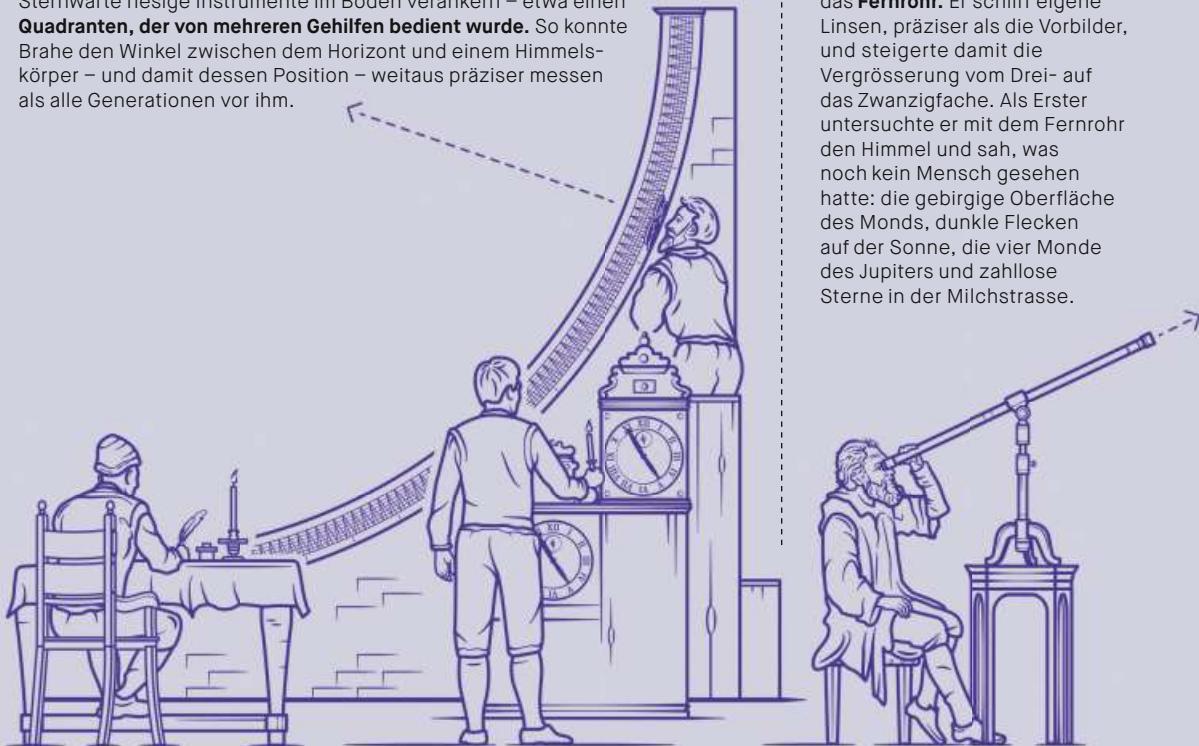
Unter Astronomen stiess das Buch zwar auf Interesse, weil es präzise Kalkulationen und nützliche Tabellen enthielt. Doch die meisten glaubten dem Vorwort und betrachteten es als blosses Rechenmodell. Auch die Kirche zeigte sich ungerührt, ein Verbot hielt sie nicht für nötig. In den folgenden Jahrzehnten bekannten sich nur einzelne Gelehrte zum eigentlichen Gehalt des Werks. Einer der wenigen, die das heliozentrische Weltbild akzeptierten, war Johannes Kepler. Um 1600 wirkte er in Prag als Assistent des Astronomen Tycho Brahe. Dieser hielt an der Erde als Mittelpunkt des Kosmos fest und versuchte, seine Sicht mit genauen Beobachtungen zu belegen.

Nach Brahes Tod standen Kepler all diese Daten zur Verfügung. Er leitete daraus Gesetze ab, die das kopernikanische System entscheidend erweiterten. So erkannte Kepler, dass die Planeten nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen um die Sonne wandern. Der italienische Universalgelehrte Galileo Galilei wiederum war der Erste, der das neu entwickelte Fernrohr in den Himmel richte te. Er entdeckte, dass die Venus durch die Bestrahlung der Sonne Phasen zeigte wie der Mond – und das war nur dann möglich, wenn sie um die Sonne kreiste. Diese und andere Beobachtungen machten Galilei zum unerschütterlichen Kopernikaner. Er vertrat das heliozentrische Weltbild öffentlich und forderte, die Heilige Schrift nicht wörtlich zu nehmen: Die Bibel «lehrt uns, wie man in den Himmel kommt, nicht, wie der Himmel geht», schrieb er.

Erst jetzt reagierte die Kirche. Die Inquisition zwang Galilei, seine Worte zu widerrufen, und stellte ihn unter Hausarrest. *De revolutionibus* kam 1616 auf den Index der verbotenen Bücher, wo es mehr als zweihundert Jahre blieb. Das verhinderte aber nicht den Durchbruch des heliozentrischen Weltbilds, den die Physik Isaac Newtons schliesslich mit sich brachte. Newton beschrieb 1687 eine Kraft, die auf der Erde wirkt, aber auch den Kosmos regiert: die Gravitation. Damit

Die Beobachtung des Himmels: Von blossem Auge oder mit dem Fernrohr

Seit der Antike hielten Astronomen einfache Winkelmessgeräte in den Händen, um mit blossem Auge die Positionen der Planeten zu bestimmen. Ende des 16. Jahrhunderts brachte **Tycho Brahe** die Himmelsbeobachtung auf ein neues Niveau: Er liess auf seiner Sternwarte riesige Instrumente im Boden verankern – etwa einen **Quadranten, der von mehreren Gehilfen bedient wurde**. So konnte Brahe den Winkel zwischen dem Horizont und einem Himmelskörper – und damit dessen Position – weitaus präziser messen als alle Generationen vor ihm.



erklärte er die Planetenbahnen als natürliche Folge eines universellen Gesetzes und verwandelte Kopernikus' kühne Idee in eine unumstößliche Gewissheit.

Zu diesem Zeitpunkt war längst auch bekannt, was zunächst nur wenige geahnt hatten: Das irreführende Vorwort in *De revolutionibus* stammte nicht von Kopernikus, sondern vom Nürnberger Theologen Andreas Osiander. Im Auftrag der Druckerei beaufsichtigte er die Herstellung des Buchs und war auch für die Korrekturen zuständig. Weil er das Werk vor kirchlicher Kritik schützen wollte, verharmloste er den Inhalt eigenmächtig. Einerseits sorgte er so dafür, dass das Buch zirkulieren konnte. Aber andererseits wurde er mit seinem entschärfenden Vorwort zum heimlichen Bremser der kopernikanischen Wende. **IGI**

Galileo Galilei baute 1609 ein Gerät nach, das ein niederländischer Brillenmacher ein Jahr zuvor erfunden hatte: das **Fernrohr**. Er schliff eigene Linsen, präziser als die Vorbilder, und steigerte damit die Vergrösserung vom Drei- auf das Zwanzigfache. Als Erster untersuchte er mit dem Fernrohr den Himmel und sah, was noch kein Mensch gesehen hatte: die gebirgige Oberfläche des Monds, dunkle Flecken auf der Sonne, die vier Monde des Jupiters und zahllose Sterne in der Milchstrasse.

Martin Amrein, Jahrgang 1981, ist Wissenschaftsredaktor der NZZ. Er hat Wissenschaftsgeschichte in Bern und Cambridge und Biologie in Zürich studiert.

Daniel Röttele, Jahrgang 1975, ist selbständiger Infografiker/Illustrator sowie Dozent für Infografik/Wissensvisualisierung an verschiedenen Schulen.



Weiterführende Literatur

- Ulf Faller: *Der lange Schatten des Kopernikus*. Baden-Baden 2018.
- John Freely: *Celestial Revolutionary. Copernicus, the Man and His Universe*. London 2014.
- Owen Gingerich: *Copernicus. A Very Short Introduction*. New York 2016.
- Dava Sobel: *A More Perfect Heaven. How Copernicus Revolutionized the Cosmos*. London 2011.

Dieser Beitrag wurde von der Gebert-Rüf-Stiftung und vom Schweizer Klub für Wissenschaftsjournalismus unterstützt.

Führung unter Druck meistern.

NZZ Academy | Crisis Leadership Training
2 Tage. Realitätsnahe Simulation mit der Schweizer Armee.

Jetzt für
das Training
anmelden:



Zugaben

106

Werkstatt

Von Balz Spörri

110

Empfehlungen

114

Das Buch meines Lebens

Von Alex Capus

Willkommen im Giftschranks

Lassen sich die Deutschen zur Demokratie erziehen? Das wollten Sozialforscher um Theodor W. Adorno nach dem Krieg wissen. Die meisten Ergebnisse behielten sie für sich. Nun endlich wird das Material ihrer grossangelegten Untersuchung aufbereitet.

Text Balz Spörri Bild Wolfgang Stahr

In Frankfurt am Main, neben dem Institut für Sozialforschung (IfS), steht eine Ampel. Nicht irgend eine Ampel, sondern die «Adorno-Ampel», benannt nach dem berühmten Soziologen und Philosophen Theodor W. Adorno (1903–1969), der das Institut lange leitete. Nebenbei engagierte er sich für mehr Sicherheit im Verkehr.

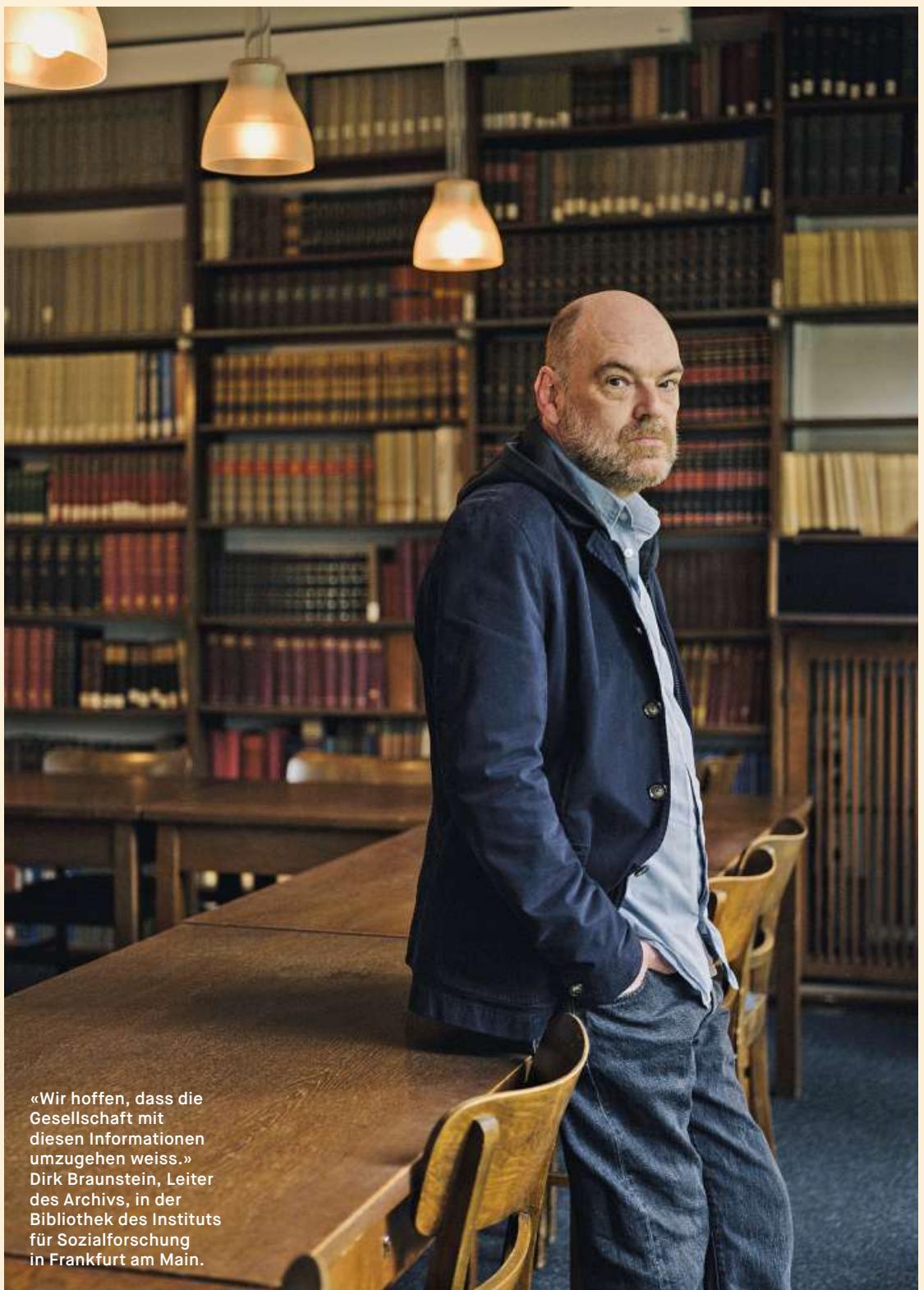
Seit 1958 wies Adorno mehrmals darauf hin, wie gefährlich die mehrspurige Strasse vor dem Institutsgebäude sei. Statt, wie es angemessen wäre, in Gedanken versunken zum Institut zu gelangen, müssten Studenten und Professoren beim Überqueren der Strasse um ihr Leben fürchten, schimpfte Adorno und forderte einen Übergang oder Lichtsignale. Trotz mehreren Unfällen kam die Stadt Frankfurt dem Wunsch erst 1987 nach. «Die Ampel geniesst bis heute eine gewisse Aufmerksamkeit», sagt Dirk Braunstein, der Leiter des Archivs am IfS. So soll demnächst eine Informationstafel angebracht werden.

Im Zusammenhang mit Adorno beschäftigt Braunstein, 54, Philosoph, derzeit jedoch etwas anderes. Er koordiniert das Projekt «Die postnazistische Gesellschaft», dem die Deutsche Forschungsgemeinschaft (das Pendant des Schweizerischen Nationalfonds) soeben einen ersten Beitrag von 1,3 Millionen Euro zugesprochen hat. Mit dem Projekt soll endlich das Gruppenexperiment von 1950/51 vollständig ausgewertet und öffentlich zugänglich gemacht werden. Die IfS-Studie ging damals der Frage nach, wie stark der Nationalsozialismus kurz nach dem Krieg in der westdeutschen Bevölkerung noch verankert war.

«Bis heute wurde nur ein Bruchteil der Ergebnisse veröffentlicht», sagt Braunstein. Und das lag, wie wir sehen werden, erheblich an Adorno.

Das 1923 gegründete Institut für Sozialforschung, seit 1931 von Max Horkheimer geleitet, war der Kritischen Theorie verpflichtet, die wesentlich von der Gesellschaftslehre von Marx und der Tieftenschule Freud beeinflusst war. Gleich nach ihrer Machtergreifung 1933 schlossen die Nationalsozialisten das Institut, die führenden Köpfe flohen ins Ausland. Um 1950, kurz nach ihrer Rückkehr aus dem amerikanischen Exil, begannen Horkheimer und Adorno mit der Planung des Gruppenexperiments. In Auftrag gegeben und finanziert wurde die empirische Studie von der US-Besatzungsbehörde. Die Amerikaner hielten die Westdeutschen für unberechenbar und die junge Bundesrepublik für unsicher. «Die zentrale Frage lautete, ob und wie weit sich «die Deutschen» für die Demokratie gewinnen liessen», sagt Dirk Braunstein. Und zwar substanzell, nicht einfach für eine von oben verordnete Staatsform.

Ziel war es deshalb, herauszufinden, wie verbreitet nationalsozialistische Einstellungen, Antisemitismus oder Nationalismus noch waren und wie man die Bevölkerung durch eine Reeducation, also über Schulen, Massenmedien oder Vorträge, zur Demokratie «erziehen» konnte. Um die Mentalität der Westdeutschen zu erkunden, setzte das Team um Adorno auf kleine, homogene Gruppen; darum auch der Name Gruppenexperiment. Anders als bei der Befragung einzelner Personen würden die Leute in einer freien Diskussion unter



«Wir hoffen, dass die
Gesellschaft mit
diesen Informationen
umzugehen weiß..»
Dirk Braunstein, Leiter
des Archivs, in der
Bibliothek des Instituts
für Sozialforschung
in Frankfurt am Main.

ihresgleichen ihre innersten Überzeugungen preisgeben, glaubten die Forscher. So führte ein IfS-Team 1950/51 in Hessen, Bayern und Norddeutschland 129 solcher geleiteten Diskussionen durch, wobei die Gruppen aus 8 bis 16 Personen bestanden, etwa aus Bäuerinnen, ehemaligen Offizieren oder Bewohnern von Flüchtlingsunterkünften. Insgesamt nahmen 1635 Personen teil. Alle Diskussionen wurden aufgezeichnet und verschriftet, über 21000 Blatt an Transkriptionsmaterial liegen heute im Archiv des IfS.

«Die Ergebnisse wurden zunächst nur Experten vorgestellt», sagt Dirk Braunstein. Als 1953 eine Tagung über die Forschungen abgehalten wurde, waren keine Journalisten eingeladen, da die «beunruhigenden» Resultate nicht öffentlich werden sollten. Und ein Jahr darauf, als über ein Dutzend Studien zu einzelnen Themen wie der Kriegsschuldfrage oder den «guten Seiten» des Nationalsozialismus bereits vorlagen, beschied Adorno, dass sie fast alle «zur Publikation nicht geeignet» seien, weil «ihr Inhalt bei den Lesern einen zu grossen Schock ausgelöst hätte». Tatsächlich blieben die allermeisten dieser Einzelstudien bis heute unter Verschluss.

Doch was befürchtete Adorno? «Diese Frage haben wir uns am Institut auch schon mehrfach gestellt», sagt Braunstein. Aber eine endgültige Antwort habe man noch nicht. Braunsteins Vermutung: Adorno hatte Angst, dass die Studie bei vielen die Abwehrhaltung gegenüber der Demokratie noch verstärken und so das Gegenteil dessen bewirken könnte, was die Forscher anstrebten. Braunstein hofft, dass das Projekt «Die postnazistische Gesellschaft» neue Einsichten liefern wird.

1955 erschien ein Bericht über das Gruppenexperiment, zusammengestellt vom Sozialforscher Friedrich Pollock. Er zeigte, dass viele Westdeutsche noch immer «ausgesprochen übelriechende Ansichten» vertraten, wie es im Vorwort heisst. So äusserten sich rund 60 Prozent der Teilnehmer «bedingt oder extrem antisemitisch». Und über 20 Prozent lehnten die Demokratie radikal ab. Mehrfach fielen Sätze wie: «Hier in Deutschland muss irgendein Mann an der Spitze sein, es muss diktiert werden, sonst geht es nicht.» Beunruhigend war auch der Befund, dass die USA

weniger als Befreier denn als Unterdrücker betrachtet wurden. Pollocks Bericht hatte jedoch ein grosses Manko: Für die Auswertung war nur ein Teil der Gruppendiskussionen beigezogen worden. Und die unter Verschluss gehaltenen Einzelstudien wurden bloss angetippt.

Mit dem Projekt «Die postnazistische Gesellschaft», das in enger Zusammenarbeit mit Patrick Sahle durchgeführt wird, Professor für Digital Humanities in Wuppertal, soll sich das nun ändern. «Wir werden sämtliche Transkriptionen digitalisieren und online stellen», sagt Braunstein, «aber auch alle Dokumente rund um das Experiment, also Sitzungsprotokolle, Briefwechsel, Codierungen und Memoranden sowie die fertigen Einzelstudien.» Dabei sollen die Gruppendiskussionen so aufbereitet werden, dass Forscher auch mit neuen Fragestellungen an das Material herangehen können. Insgesamt zwölf Jahre sind für die Arbeiten vorgesehen; in der ersten Phase werden drei Doktorandenstellen ausgeschrieben.

Dass das Gruppenexperiment jetzt doch noch vollständig erschlossen wird, hänge zum einen mit der rasanten Verbesserung der digitalen Technologien in den Geistes- und Sozialwissenschaften zusammen, so Dirk Braunstein, zum anderen mit einem neu erwachten Interesse an der Geschichte der Soziologie. Braunstein selbst stiess die digitale Edition an, als er im Archiv Originaldokumente sichtete und ihm klarwurde, dass es heute nicht mehr genügt, das Material einfach in gedruckter Form zu veröffentlichen.

Das Gruppenexperiment warf eine grosse Frage auf, die bis heute aktuell ist: ob man Menschen, welche die Demokratie ablehnen oder lange in einer Autokratie gelebt haben, zu Demokraten «erziehen» kann. Darf man vom Projekt Braunsteins also auch Erkenntnisse für die Gegenwart erwarten – zum Aufstieg der AfD in Deutschland oder zu einer Demokratisierung Russlands? Braunstein rät zu Bescheidenheit. Natürlich wünsche man sich, dass die eigene Arbeit etwas bewirke. «Aber wir geben nur Informationen und hoffen, dass die Gesellschaft damit umzugehen weiss. Das ist die Hoffnung der Aufklärung selbst.» |g|

Impressum

Ausgabe 61, Dezember 2025

Redaktion

Redaktionelle Leitung: Claudia Mäder
Redaktion: Daniel Di Falco
Art Direction: Claudio Gmür
Bildredaktion: Barbara Stauss
Korrektorat: Andrea Suter, Barbara Walder

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Irène Herrmann, Universität Genf
Prof. Dr. Caspar Hirschi, Universität St. Gallen
Prof. Dr. Gisela Hürlimann, TU Dresden
Prof. Dr. Sacha Zala, Universität Bern

Ressortleiter Kultur und Geschichte

der «NZZ am Sonntag»
Peer Teuwesen

Verlag

Neue Zürcher Zeitung AG, Postfach, CH-8021 Zürich

Leserservice

Tel. +41 44 258 10 00, service@nzz.ch
www.nzz.ch/leserservice

Adresse Redaktion

NZZ Geschichte, Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich
Tel. +41 44 258 11 11, geschichte@nzz.ch

Jahresabonnement

NZZ Geschichte (inkl. E-Paper):
98 Fr. (Schweiz), 107 € (Deutschland und Österreich),
107 Fr. (übriges Ausland)
NZZ Geschichte digital (E-Paper):
98 Fr. (Schweiz), 90 € (Ausland)
Tel. +41 44 258 10 00, go.nzz.ch/geschichte

Einzelheftbestellung (inkl. Mehrwertsteuer)

19 Fr. (Schweiz und Ausland),
shop.nzz.ch/geschichte, shop@nzz.ch

Anzeigenverkauf

NZZone, Neue Zürcher Zeitung AG
Falkenstrasse 11, Postfach, CH-8021 Zürich
Tel. +41 44 258 16 98, sales@nzzone.ch, www.nzzone.ch
Predi Vukovic-Häfliger, Product Manager
Tel. +41 44 258 12 62, predi.vukovic@nzzone.ch

Konzept und Creative Direction

Winkreative

Druck

Multicolor Print AG, Baar

Management

Unternehmensleitung: Felix Graf
Projektleitung: Adrian Dinser

Nächste Ausgabe

5. Februar 2026

ISSN 2297-2722

© 2025 Neue Zürcher Zeitung AG

NZZ Live

Veranstaltungsausblick

27. November 2025

18.30 Uhr | NZZ-Foyer, Zürich, und online

Gesundheit und Geopolitik - wie sicher ist Europas Versorgung mit Medikamenten?



3. Dezember 2025

18.30 Uhr | NZZ-Foyer, Zürich

Rioja – eine bekannte und vielfältige Weinregion Spaniens

4. Dezember 2025

18.30 Uhr | Kunsthaus, Zürich

Ein Hase mit Bernsteinaugen: Edmund de Waal über die Erinnerung und ihre Ordnung

8. Dezember 2025

19.30 Uhr | Bernhard Theater, Zürich

Daniela Ryf über Siege und Selbstfindung

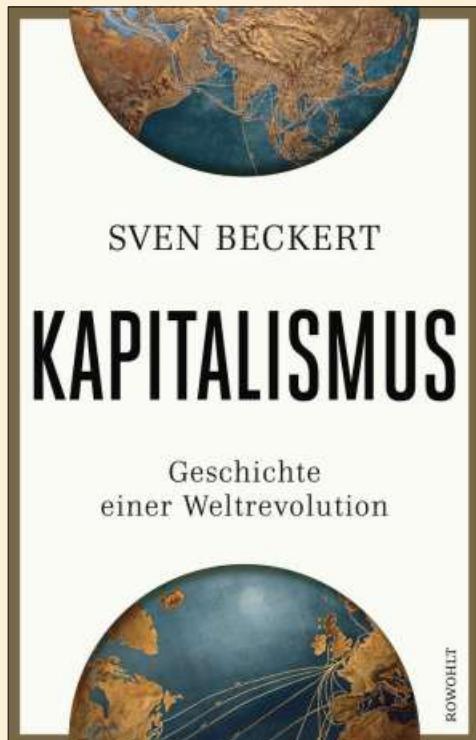


ANZEIGE

Eine Übersicht über alle Veranstaltungen der NZZ finden Sie unter: nzz.ch/live

Weder Teufel noch Heilsbringer

Sven Beckert: [Kapitalismus. Geschichte einer Weltrevolution.](#)
Suhrkamp 2025. 1280 S., um 58 Fr.



cmd. Elon Musk als Berater von Donald Trump: Diese Paarung sorgte Anfang Jahr für Aufsehen. Dass sich der Tech-Milliardär daranmachte, die Politik nach seinem Gusto zu gestalten, schien auf eine Störung des Systems hinzuweisen. Sven Beckert lässt einen die Dinge anders sehen: Gemäss dem Historiker bringt das Musk-Intermezzo einen Mechanismus zum Ausdruck, der unsere Welt seit fünfhundert Jahren prägt. Diese Welt ist eine kapitalistische. Und für den Kapitalismus, so lautet eine zentrale These des Harvard-Professors, war

das Zusammenspannen mit dem Staat seit je entscheidend – der moderne Staat sei der «machtvollste Verbündete» der ersten Kapitalisten gewesen.

In seinem glänzend erzählten Buch verfolgt Beckert den Aufstieg des Kapitalismus rund um den Globus, und auf dieser langen Reise folgt man ihm auch deshalb gern, weil er die beste Tugend des Historikers zeigt: Er will eine Entwicklung, die wir für normal oder gar natürlich halten, als Produkt menschlichen Handelns ergründen und es dabei weder verteufeln noch glorifizieren.

Alltag in Pompeji

Gabriel Zuchtriegel: [Pompejis letzter Sommer](#). Propyläen 2025. 320 S., um 48 Fr.

rib. An einem Sommertag im Jahr 79 nach Christus stieg aus dem Vesuv plötzlich eine schwarze Wolke auf. Sie wuchs rasch, breitete sich aus wie ein Schirm. Dann verdunkelte sich der Himmel, es regnete Asche und Lavasteine. Einen Tag später war Pompeji verschüttet. Die Katastrophe hat eine Momentaufnahme der Vergangenheit bewahrt – keine antike Stadt ist so gut erhalten, nirgends zeigt sich so anschaulich, wie die Menschen in der Kaiserzeit gelebt, gearbeitet, gegessen und geliebt haben. Gabriel Zuchtriegel, Direktor des Archäologischen Parks Pompeji, schildert den Alltag im Küstenstädtchen. Vor allem den der Sklaven, der Handwerker und der Prostituierten. Und gibt zugleich ein Stimmungsbild einer zutiefst verunsicherten Gesellschaft in einer Zeit, in der sich mit der Ausbreitung des Christentums eine Revolution anbahnte.



Millionenfacher Raubmord

Götz Aly: Wie konnte das geschehen? Deutschland 1933 bis 1945.
S. Fischer 2025. 762 S., um 49 Fr.

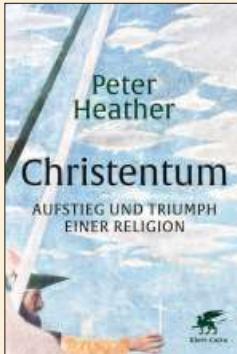
lau. Götz Aly stellt nochmals die grosse Frage: Wie konnte das geschehen? Wie konnte ein ganzes Volk unter Adolf Hitler Menschheitsverbrechen in nie da gewesenem Ausmass begehen? Die Aufarbeitung des Nationalsozialismus ist Alys Lebensthema, und seine virtuose Darstellung der Jahre 1933 bis 1945 kann als Summe seines Schaffens gelten. Der Historiker und Journalist schreibt packend, doch sein Blick ist nüchtern. Er erklärt Hitlers Erfolg



vor allem ökonomisch und psychologisch. Dabei führt der Weg von Sozialpolitik und Staatsschulden in den Krieg: Vom ersten Tag an habe das Regime auf Raub beruht – und davon hätten sehr viele profitiert. Durch Eroberungskrieg, Massenmord und Genozid an den Juden seien die Deutschen dann definitiv zu einer «Verbrechengemeinschaft» geworden.

Sekte wird Weltmacht

Peter Heather: Christentum. Aufstieg und Triumph einer Religion.
Klett-Cotta 2025. 800 S., um 58 Fr.



rib. Im Rom des 1. Jahrhunderts waren die Christen eine Sekte. Eine von vielen, die aus dem Osten des Reichs kamen und zunächst kaum zur Kenntnis genommen wurden. Tausend Jahre später war die christliche Kirche nicht nur die grösste in Europa: Der ganze Kontinent war christlich, der Papst das Oberhaupt einer Institution, mit der sich Fürsten, Könige und sogar der Kaiser arrangieren mussten. Der britische Historiker Peter Heather zeichnet in seinem monumentalen Werk den Weg des Christentums zur Weltmacht nach. Er macht deutlich, dass der Aufstieg des neuen Glaubens keineswegs unaufhaltsam war und welch zentrale Rolle die Herrscher bei seiner Ausbreitung spielten. Er zeigt, dass es am Anfang mehr als ein einziges Christentum gab. Und erklärt, weshalb sich im Westen gerade die Form durchgesetzt hat, die heute als verbindlich gilt.

Vom Himmel geholt

Jürg Flückiger: Gefangene Befreier. Eine fast vergessene Geschichte aus dem Zweiten Weltkrieg. NZZ Libro 2025. 300 S., um 34 Fr.

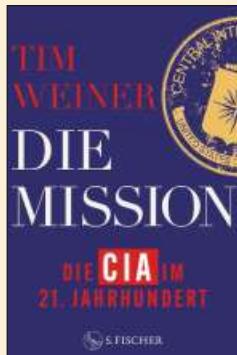
df. Manche wurden von den Deutschen beschossen. Manche von den Schweizern. Und manche zuerst von den Deutschen und dann von den Schweizern. Im Zweiten Weltkrieg mussten 166 US-Bomber hier notlanden – das ist bekannt. Weniger bekannt ist, wie es den 1511 überlebenden Besatzungsmitgliedern erging, die die Schweiz als Kriegsgefangene internierte. Der Historiker Jürg Flückiger hat seine Nachforschungen (*NZZ Geschichte* Nr. 50) zu einem Buch erweitert und stützt sich dabei auf Tagebücher von Air-Force-Angehörigen. So kann er aus nächster Nähe erzählen: von den Erfahrungen mit den Einheimischen, von der oft harschen Internierungspraxis, vom Lagerkoller und von den geheimen Netzwerken, die den jungen Männern bei der Flucht aus der Schweiz halfen. Manche wollten zurück nach Hause – manche zurück in den Krieg.



Einblick in eine Parallelwelt

Tim Weiner: Die Mission. Die CIA im 21. Jahrhundert. S. Fischer 2025. 608 S., um 43 Fr.

rib. Geheimdienste betreiben ein verschwiegenes Geschäft, das sich meist jenseits des Legalen bewegt. Kein Staat kann auf sie verzichten, ihre Erfolge bleiben geheim, während die Misserfolge offen zutage liegen, von 9/11 bis zum 7. Oktober 2023. Der Journalist Tim Weiner ist ein Kenner der internationalen Nachrichtendienste. Sein neues Buch zeigt, wie die amerikanische Central Intelligence Agency (CIA) seit den späten 1990er Jahren funktionierte und welchen Herausforderungen sie sich stellen muss in einer Zeit, in der die



alte Weltordnung einer neuen Unübersichtlichkeit gewichen ist. Weiner zeichnet die unterirdischen Verbindungen zwischen den USA, Russland, China und dem Nahen Osten nach und macht deutlich, dass Information nur so viel wert ist wie die Schlüsse, die man aus ihr zieht.

Freisinnige Pionierin

Bettina Hahnloser: Leni Robert. Die Unbezähmbare. Rüffer & Rub 2025. 350 S., um 41 Fr.



cmd. «Die Freisinnigen haben die Frauen gern»: Mit diesem Slogan wandte sich die FDP 1971 an das neue weibliche Wählersegment. 1983 präzisierte der Parteisekretär den Spruch: Die FDP möge «vernünftige Frauen», nicht solche, die «immer gegen den Strich bürsten». Das war eine Spitzel gegen Leni Robert, die einst als Zugpferd der Partei gegolten, sie aber im Zwist verlassen hatte. Die Freie Liste, die sie dann gründete, wurde zu einer Keimzelle der Grünen. Als Stadt- und Kantonsparlamentarierin der FDP hatte sich Robert im Bern der 1970er Jahre in Umweltfragen engagiert, war mit ihren Positionen aber immer stärker angeeckt im Freisinn. Bettina Hahnlosers Biografie bringt einem das Leben einer Politpionierin nahe und erhellt dabei auch das aktuelle Parteiengefüge: Die Abspaltung ihres grünen Flügels beschäftigt die FDP bis heute.

Imperium aus Schuhen

Philipp Abegg und Martin Matter: Bally. Hier und Jetzt 2025. 312 S., um 59 Fr.

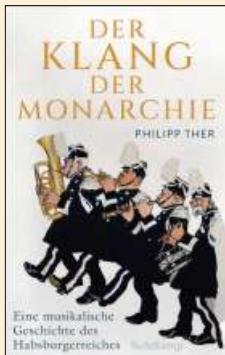
ddf. Die Schweizer Industrie wurde nicht nur mit Maschinen gross. Hinter Sulzer, Von Roll, BBC und Oerlikon war Bally einst fünfgrösster Industriebetrieb im Land – und grösster Schuhproduzent der Welt. Martin Matter und Philipp Abegg berichten in dieser ebenso detaillierten wie breit informierten Firmengeschichte von einem aussergewöhnlichen Aufstieg. Und einem erstaunlichen Anfang in der Solothurner Provinz. 1756 lässt sich ein Vorarlberger Maurer namens Bally in Schönenwerd nieder, dessen Nachkommen erst Seiden- und dann Elastikbänder fertigen – Basis für Schuhe ohne Schnürsenkel, die 1851 auf den Markt kommen. Eher typisch dann der Abstieg: Die Hochkonjunktur überdeckt zunächst die Probleme mit der Konkurrenz und neuen Kundenwünschen. Doch ab 1976 kommt die Firma in immer neue Hände, erfolglose «Sanierer» übernehmen, und seit 2000 ist Bally nicht mehr «made in Schönenwerd».



Musik und Macht

Philipp Ther: *Der Klang der Monarchie*. Suhrkamp 2025. 564 S., um 47 Fr.

cmd. Lesen oder lauschen? Mit diesem Buch geht beides: Philipp Ther schreibt die Geschichte des Habsburgerreichs anhand der Musik, die dort entstand – und führt einen über QR-Codes immer auch zu Hörbeispielen. Das ist mehr als ein kleiner Gag: Die Musik einzubetten, ist die Kernidee des Buchs. Die Werke der Habsburger Komponisten, von Haydn über Mozart bis zu Strauss, gelten heute als «klassisch». Ther, Professor an der Uni Wien, betrachtet sie dagegen als «zeitgenössisch». Er zeigt einerseits, wie die Musiker die Politik ihrer Zeit aufnahmen und weitertrieben – viele Werke Beethovens



etwa waren von den Napoleonischen Kriegen geprägt und haben das Selbstbewusstsein des Reichs gestärkt. Andererseits verfolgt Ther, wie dieses Reich die sehr populäre «Klassik» förderte und verbreitete, um zwischen Wien, Prag oder Budapest ein Wir-Gefühl zu stiften.

Barbaren? Von wegen!

Karl Banghard: *Die wahre Geschichte der Germanen*. Propyläen 2025. 272 S., um 34 Fr.



rib. Es sollen raue Kerle gewesen sein. Die Germanen seien unkultiviert, faul und verfressen, erklärte der griechische Geschichtsschreiber Poseidonios im 1. Jahrhundert vor Christus. Zum Frühstück gebe es bei ihnen Fleisch und Milch – barbarisch. In die Verachtung der Stämme jenseits des Rheins mischte sich aber auch stille Bewunderung. Denn die Römer mussten zugeben: Im Kampf waren die Germanen kaum zu schlagen. Das war es, was später die Nazis faszinierte – wilde Horden, die für ihre Scholle kämpften. Mit der Realität hat das freilich wenig zu tun. Der Archäologe Karl Banghard räumt auf mit Klischees und schildert die Germanen anhand der archäologischen Befunde als mobile Gesellschaft, die aus Dutzenden von Stämmen bestand. Im Alltag standen sie in engem Kontakt mit den Römern. Und technisch waren sie auf der Höhe der Zeit.

Lauter Seelensucher

Landesmuseum Zürich: *Seelenlandschaften. C. G. Jung und die Entdeckung der Psyche in der Schweiz*. Bis 15. Februar 2026. – Gleichnamiges Begleitbuch: Scheidegger & Spiess 2025. 208 S., um 39 Fr.

ddf. Haben die Schweizer eine Seele? Gewiss, fand der legendäre Psychoanalytiker C. G. Jung, und zwar eine «erdgebundene». Daher kämen ihre Bodenständigkeit und ihr Eigensinn, aber auch «die Beschränktheit, die Ablehnung des Fremden, das ärgerliche Schwyzerdütsch und die Neutralität». Jungs Hauruck-Diagnose, als Manuskript aus den 1920er Jahren, ist nur eine von unzähligen Trouvailles, die Kurator Stefan Zweifel hier ausbreitet. Entstanden zu Jungs 150. Geburtstag (NZZ *Geschichte* Nr. 58), handelt die Schau vom Werden der Psychologie in der Schweiz und ist dabei weniger systematisch als assoziativ gebaut – als Revue, die von der Seelensuche der Romantiker bis zu den Theorien der Traumdeutung reicht. Von Rousseau bis zur Kunst von Hirschhorn und Oppenheim. Und vom Monte Verità bis zur Pharmaindustrie.



Norman Mailer:

Die Nackten und die Toten

Von Alex Capus

Man sollte die Bücher, die man liebt, nicht ausleihen. Sie kommen nie zurück. Aber ich liebe auch meine Freunde, darum leihe ich trotzdem welche aus. Man müsste seinen Namen vorne reinschreiben und ein Ausleihregister führen, ich weiss. Aber das wäre vorauseilendes, wenn auch berechtigtes Misstrauen, und das möchte ich meinen Freunden nicht antun. So gehen mir halt immer wieder Bücher verlustig. Und zwar gerade die, die ich am liebsten mag.

Eines von ihnen ist *Die Nackten und die Toten* von Norman Mailer. Ich war vielleicht dreizehn, als ich den Roman in der Bibliothek meiner Mutter entdeckte und ein erstes Mal verschlang. Mein Held war natürlich der junge, schöne und kluge Lieutenant Robert Hearn, der – wie Mailer auch – mit knapp zwanzig Jahren im Zweiten Weltkrieg gegen die Japaner kämpfen musste. Ich war an Hearns Seite, als er in tropischem Wolkenbruch durch den Schlamm einer Pazifikinsel wankte und mitten im ganzen Greuel und Wahnsinn seine Humanität bewahrte.

Ich habe den Roman zurzeit nicht zur Hand, wie gesagt. Aber ich erinnere mich an Hearns Auseinandersetzungen mit dem grausamen, berechnenden General Cummings. Ich erinnere mich an kurze Verbrüderungen mit den Feinden, den Japanern, und daran, wie schon auf der nächsten Seite wieder Menschenköpfe mit Gewehrkolben zerschmettert wurden. Ich erinnere mich an die herzzerissenden Briefe der Soldaten an ihre Liebsten zu Hause und an die zarten Lebensgeschichten, die sie einander im Schatten von Palmendächern erzählten.

Ich war mir von Anfang an sicher, dass Lieutenant Hearn mich wohlbehalten bis zur letzten Seite des Romans geleiten würde. Aber dann geschah mittendrin – das Ende war noch fern – das Unfassbare: Lieutenant Hearn hob in einem Dschungelgefecht den Kopf aus dem grünen Dickicht, wurde erschossen und war tot. Die Geschichte ging noch weiter, aber einfach ohne den Helden. Sein Name wird, wenn ich mich recht erinnere, auf den restlichen Seiten nicht mehr erwähnt.



Dieses dramaturgisch unerhörte Leseerlebnis war für mich ein Schock. Anna Karenina hatte doch auch bis zum Schluss durchgehalten, und Madame Bovary auch! Aber dann verstand ich, dass der vorzeitige Abgang des Helden ein erzählerischer Kunstgriff war. Er illustrierte die sinnlose Brutalität des Krieges, die grausame Unvorhersehbarkeit von Glück und Tod, die Künstlichkeit aller Dramaturgie sowie die Endlichkeit allen Lebens. Nie wieder hat mich eine Textstelle so erschüttert. Norman Mailer war einundzwanzig, als er für zwei Jahre an die Pazifikfront geschickt wurde. Nach der Heimkehr schrieb er den Roman in wenigen Monaten nieder. *Die Nackten und die Toten* ist sein mit Abstand größtes Werk geblieben. |c|

Alex Capus, Jahrgang 1961, ist Schriftsteller. Er hat Geschichte studiert und greift in seinen Romanen immer wieder historische Stoffe und Figuren auf. Sein jüngstes Buch: *Das kleine Haus am Sonnenhang* (Hanser 2024).

RINGVORLESUNG

Das Zeitalter der Atlantischen Revolutionen

Seit 250 Jahren prägen die politischen Umbrüche
im atlantischen Raum die Moderne – mit Freiheit
für manche und Ausschluss für andere.

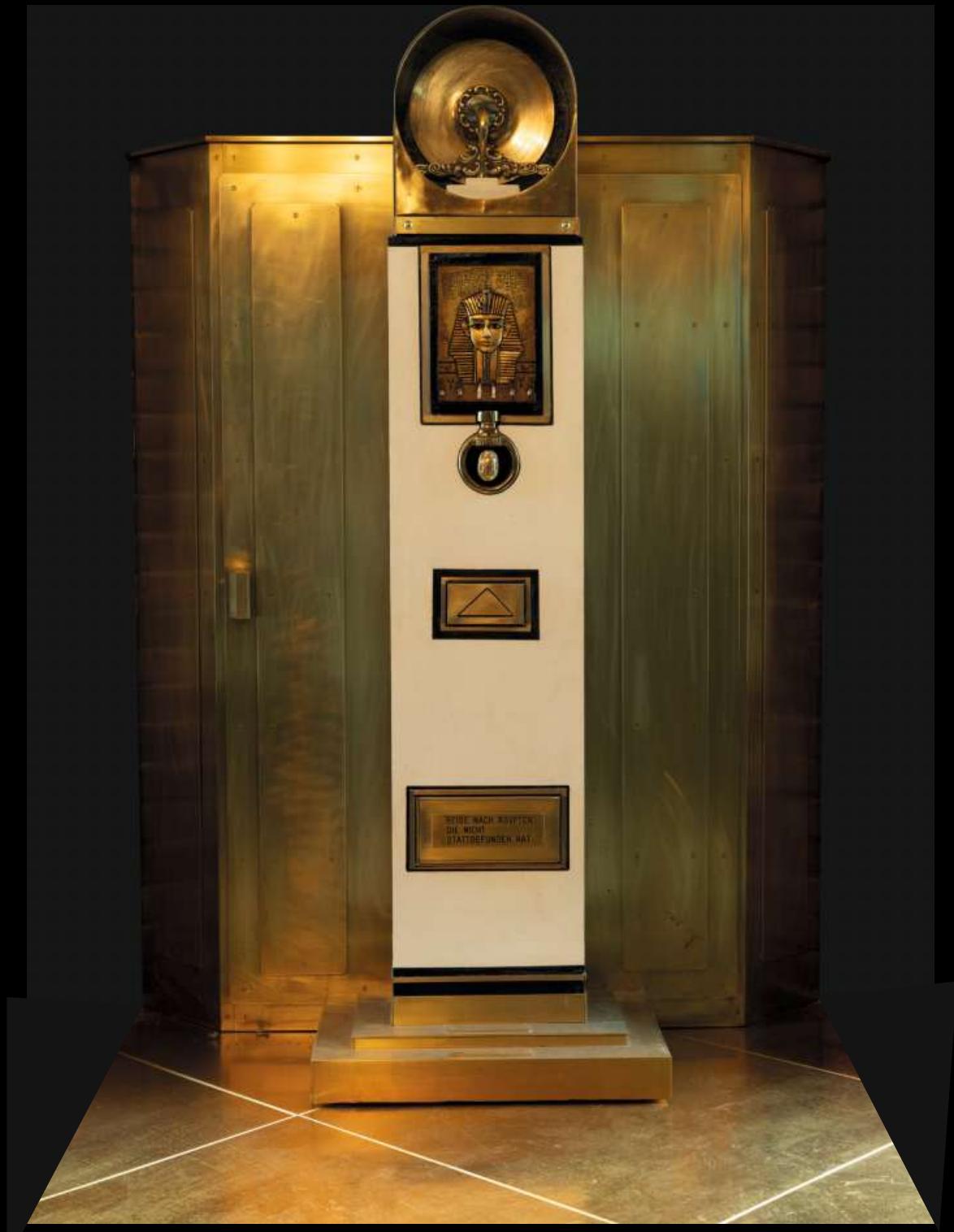
Ab Dienstag, 6. Januar 2026, 19.00 – 20.15 Uhr
Universität Zürich mit Live-Übertragung



VOLKSHOCHSCHULE
ZÜRICH



vhszh.ch/revolutionen



Carlo A. Cramer

148 x 108 x 103 cm

Reise nach Ägypten die nicht stattgefunden hat